



Leseprobe

Eric Berg, Eric Walz
Die Herrin der Päpste
Historischer Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 640

Erscheinungstermin: 18. Juli 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

**Eine faszinierende Frau im alten Rom zwischen Liebe und Macht!
Vergessen von der Geschichte, die ohne sie eine andere gewesen wäre ...**

Rom, Anno Domini 963: Eine der mächtigsten Frauen steht vor Gericht. Marocia, Senatrix von Rom, wird des Hochverrats angeklagt! Der Prozess bietet Anlass, auf ihr Leben zurückzuschauen. Als blutjunges Mädchen von der eigenen Mutter verschachert, wird sie Geliebte des Papstes Sergius III. und will doch nur eins: ihr Leben selbst bestimmen. Wie kaum eine andere Frau zu dieser Zeit erkämpft sie sich raffiniert Macht und Einfluss. Als sie, über 90-jährig, im Kloster stirbt, war sie Geliebte, Mutter, Großmutter und Tante je eines Papstes, kreuzte den Weg der Großen des Jahrhunderts und begegnete der Liebe ihres Lebens ...

Das außergewöhnliche Leben einer faszinierenden historischen Frauengestalt des Alten Roms mitreißend erzählt!

ERIC BERG
als
ERIC WALZ
Die Herrin der Päpste

Autor

Eric Berg zählt seit vielen Jahren zu den beliebtesten deutschen Autoren und begeistert Kritiker und Leser immer wieder aufs Neue. Neben seinen erfolgreichen Kriminalromanen überzeugt er als Eric Walz mit opulenten historischen Romanen wie seinem gefeierten Debütroman »Die Herrin der Päpste«.

Historische Romane von Eric Berg / Eric Walz
Die Herrin der Päpste · Der Schleier der Salome
· Die Giftmeisterin · Die Sündenburg

Glasmalerin Antonia Bender: Die Glasmalerin
· Die Hure von Rom · Der schwarze Papst

Die Porzellan-Dynastie: Die Blankenburgs
· Das Schicksal der Blankenburgs

Besuchen Sie uns auch auf www.instagram.com/blanvalet.verlag
und www.facebook.com/blanvalet.

ERIC BERG
als
ERIC WALZ

DIE
HERRIN
DER
PÄPSTE

Historischer Roman

blanvalet

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2022
Copyright © 2003 by Blanvalet in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Umschlaggestaltung und -motiv: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von
stock.adobe.com (e55evu, Kraft74) und
Shutterstock.com (Eky Studio, pavila, ollen)
WR · Herstellung: DM
Druck und Bindung: CPI books, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7341-1114-3

www.blanvalet.de

Für Mutsch,
in Liebe und Dankbarkeit

ERSTER TEIL

Zwischen
Himmel und Hölle

Der vierte Adventstag, Anno Domini 963

»Eine Leiche?«, rief Liudprand von Cremona und reckte seinen Schildkrötenkopf aus der schwarzen Kutte. Er hielt die Luft an und überflog das Pergament noch einmal mit zusammengekniffenen Augen. Seine Arme zitterten leicht. Als er es merkte, blickte er aus den Augenwinkeln zu dem Mann neben ihm und stützte die Ellenbogen auf der wuchtigen Platte des Sekretärs ab. Er schmatzte und schluckte mehrmals, legte das Pergament auf den Stapel mit den restlichen Papieren des Berichts zurück und hauchte: »Tatsächlich! Eine Leiche vor Gericht.«

Liudprand zog den Umhang um seine Schultern enger, krampfte seine Hände um den Stock und hinkte langsam zum Kamin. Er versuchte vergeblich, sich dort zu wärmen. Das kleine Feuer kam nicht gegen den Winter an. Dieser östliche Teil der Engelsburg war schlecht ausgestattet. Kein Teppich zierte Wand oder Boden, die Fensterläden ließen den Wind durch Löcher und Spalten pfeifen, und außer dem Bett und dem Sekretär verlor sich nur noch ein kleiner Tafeltisch in dem lang gezogenen Raum. Liudprand knurrte, doch welche Wahl hatte er? Schließlich konnte er ja wohl schlecht seine Erzrivalin um eines ihrer Gemächer bitten. »Und diese ... diese Person war dabei?«, fragte er in den lodernden Kamin hinein.

»Mittendrin.«

Wieder knurrte Liudprand.

»Ich wusste nichts davon«, gab er widerwillig zu.

Suidger von Selz lehnte sich entspannt zurück. Es war ihm eben

geglückt, den Bischof von Cremona und kaiserlichen Gesandten für einen kurzen Moment zu verunsichern, und das war viel wert in der Auseinandersetzung gegen jemanden, den alle den »Jagdhund Gottes« nannten. Doch Suidger wusste auch, dass er noch ganz am Anfang seiner heiklen Aufgabe stand. Liudprand hatte Witterung aufgenommen, und es würde viel Geschick brauchen, ihn von der Fährte wegzulocken.

»Es ist auch schon siebenundsechzig Jahre her«, erklärte Suidger. »Weder Ihr, Exzellenz, noch ich waren damals schon geboren. Sie aber war zarte sechs Jahre alt und ...«

Liudprand wandte sich um. »Das genügt«, rief er. »Der Vorfall ist von keinerlei Bedeutung für meine Untersuchung. Sie wird morgen vor Gericht gestellt, und dabei bleibt es.«

»Aber Exzellenz«, empörte Suidger sich. »Der Vorfall erklärt anschaulich, dass Marocia entgegen Eurer Annahme bereits von frühester Kindheit an auf unserer Seite ...«

Das Stampfen von Liudprands Stock hallte von den Wänden wider. »Genug, habe ich gesagt. Ich will nichts mehr davon hören.« Liudprand wandte sich wieder dem Feuer zu, doch als er ihm seine Hände entgegenstreckte, zitterten sie. Wie zum Schutz umfassen seine Finger erneut den Stock. »Die Kindheit dieser ... Person mag Euch einen Bericht wert sein, denn Ihr seid ihr Verteidiger ...«

»Verhandlungsführer«, berichtete Suidger.

Liudprand murrte in sich hinein. »Meine Untersuchung jedoch befasst sich nicht mit Dingen, die vor fast zwei Menschenaltern vorgefallen sind, sondern« – er fuchtelte mit dem Stock in Richtung des geschlossenen Fensters – »mit dem, was da draußen geschehen ist – mit Verrat.«

»Damit hat sie nichts zu tun. Sie hat lediglich versucht ...«

»Schweigt«, befahl Liudprand mit einer Kraft, die man seiner dürren Kehle kaum zugetraut hätte.

Suidger war zu klug, um sich mit dem Gesandten jetzt ein Wortgefecht zu liefern. Er rieb sich seinen vollen braunen Bart, der sein halbes Gesicht bedeckte, und ging stumm zu einem der Fenster. Ein knapper Stoß seiner kräftigen Rechten genügte, um den Laden aufzuklappen. Sofort wehte Suidgers Ordensgewand im eisigen Abendwind und schmiegte sich eng um seinen rundlichen Bauch.

Es dauerte eine Weile, bis seine Augen sich an die Böen gewöhnt hatten und aufmerksam die Umgebung beobachten konnten. Tausende kleiner Rauchfäden stiegen aus Schornsteinen und von Lagerfeuern in den grauen Himmel über Rom. Auf dem anderen Tiberufer standen verlassene Katapulte und sonstige Belagerungsgeräte herum, vom Raureif einer bitterkalten Nacht überzogen. Und unten im Hof lagerten jene Bewaffneten, mit denen Liudprand vor einigen Tagen die Engelsburg und die Basilika des heiligen Petrus aus der Umklammerung der aufständischen Römer befreit hatte. Doch keine fünfhundert Schritte von hier endete Liudprands Macht bereits. Er hatte viel zu wenige Soldaten mit auf den Weg bekommen, um die ganze Stadt zu erobern. Da draußen, hinter den Mauern der Uferhäuser, lauerten die Gegner und warteten. Sie warteten ebenso wie Liudprand und die Soldaten der Burg, wie Marocia und wie er selbst, auf Nachrichten aus dem Norden und dem Süden Italiens. Dort schlugen die kaiserlichen Heere entscheidende Schlachten, und je nachdem, wie diese ausgingen, würden sie auch über Leben und Tod der hiesigen Kontrahenten entscheiden.

»Eine äußerst subtile Methode, mich ins Grab zu bringen«, rief Liudprand und stellte sich noch näher an das Feuer heran. »Wollt Ihr, dass ich wie Lots Frau auf ewig erstarre?«

Suidger schloss den Laden und schmunzelte. »Verzeiht, Exzellenz. Dieses Quartier entspricht wirklich in keiner Weise Eurem Rang. Darf ich Euch im Namen Marocias eines ihrer Gemächer überlassen? Sie besitzen allen Komfort.«

Liudprands Finger krampften sich derart fest um den Knauf seines Stocks, dass die Knöchel bleich wurden, und sein Kinn bewegte sich mit der Geschwindigkeit seiner Gedanken hin und her.

»Ihr wagt es?«, schimpfte er schließlich. »Sie ist eine Papsthure und ein untreues Weib. Sie behext Männer, damit sie das tun, was sie will. Wenn sie dann doch einmal verheiratet ist, sterben ihre Gatten seltsamerweise wie die Fliegen. Ihr Leib ist verflucht. Ihre Kinder sind Monstren, und noch ihre Kindeskinde tragen die Verderbnis in ihrem Blut. Seht ihn Euch doch an, den Papst, den Verräter am Kaiser und an Gott. Eine Ausgeburt der Hölle ist sie, jawohl, und ich hacke mir eher meine frierenden Hände ab, als in einer ihrer Höhlen zu wohnen.«

Suidger schüttelte kaum sichtbar den Kopf. Liudprands moralisches Urteil über Marocia war längst bekannt, und vom rechtlichen Standpunkt aus betrachtet waren solche Vorwürfe nichtig. Aber der Bischof war dafür bekannt, dass er Moral und Gesetz gerne durcheinander warf, und es war keiner hier, der über seinen vom Kaiser verliehenen Gerichtsvollmachten stand.

»Ich muss um Vergebung bitten, Exzellenz«, sagte Suidger und verneigte sich leicht. »Mir hätte bewusst sein sollen, dass Teppiche und größere Kamine bereits eine Versuchung des Bösen für Euch darstellen. Ich glaube, dann ist für heute alles besprochen.« Er verneigte sich nochmals, jedoch tiefer, und ging hinaus.

Liudprand rührte sich nicht und starrte zur Tür, als erwarte er, dass Suidger zurückkehre. Nach einer Weile gespannter Aufmerksamkeit versenkte er seinen Schildkrötenkopf ganz langsam wieder in der schwarzen Kutte. Er humpelte zum Sekretär, griff sich einen Stuhl und zog ihn nahe an das Kaminfeuer. Dann ging er nochmals zum Sekretär, holte Suidgers Bericht, setzte sich nieder, legte den Stapel auf seinen dünnen Knien ab und beugte sich darüber. Seine Lippen formten zitternd die Worte nach. »Ein Leichnam vor Gericht.«

1

Es war der achte Tag im elften Monat Anno Domini 896, und eine päpstliche Order hatte Marocia dazu verholfen, erstmals die heimische Villa Sirene verlassen zu dürfen. Mit ihren sechs Jahren fühlte sie sich alt genug dafür. Nur weil ihr Zwillingsbruder Leon bei jedem Windstoß eine triefende Nase und bei jedem Sonnenstrahl das Gefühl bekam, seine Haut verbrenne, war sie mit ihm in dem Haus in der Via Lata eingesperrt. Täglich dieselben Menschen, dieselben Gegenstände, dieselben Geräusche und Düfte. Sie kannte die Welt nur aus den Erzählungen ihrer Eltern. Aber wie viel aufregender war es, hier in der düsteren Kirche des Lateran zu stehen, dem jahrhundertealten Sitz der Päpste, und die umherziehenden Weihrauchschwaden zu betrachten, den Atem der Leute in die kalte Luft aufsteigen zu sehen, die herrlichen Gewänder rascheln zu hören, Dinge also wahrzunehmen, für die niemand sonst sich zu interessieren schien. Nicht einmal der von den mächtigen steinernen Gewölben rieselnde Sandstaub und das gelegentliche Knarren der Turmbalken fanden bei den Versammelten Beachtung, jeder achtete nur auf das, was unter dem großen goldenen Kreuz geschah, oder besser – nicht geschah.

Vor dem Altar stand, bewegungslos wie eine Statue, Papst Stephan VI., flankiert von Kardinal Sergius und von Johannes, dem hübschen, nicht einmal fünfundzwanzigjährigen Erzbischof von Ravenna. Die drei Dutzend Edlen von Rom, die sich in vollem Ornat im Kirchenschiff versammelt hatten, blickten schon seit einer Weile mit gespannter Erwartung auf das schweigende Trio. Das leise Klirren ihrer bronzenen Amulette, den Abzeichen weltlicher Würden, war, zusammen mit dem Gewisper der Leute, die einzige Unterbrechung der Stille.

»Wir hätten Marocia nicht mit uns nehmen dürfen«, flüsterte Theophyl, Marocias Vater, der als *praetor urbanus*, als Oberster Richter, zu den erlauchtesten der weltlichen Gäste zählte. »Was immer in dieser Kirche geschieht, es ist für ein Mädchen nicht geeignet.«

Theodora, seine Gemahlin, grinste spöttisch. »Gott wird ihr schon nichts tun.«

Theophyl kraulte nachdenklich seinen grauen Bart. »Mir gefällt das alles nicht, Theodora. Dieser seltsame Befehl an die römischen Würdenträger, hierher zu kommen und die Frauen und Kinder mitzubringen – und so plötzlich! Niemand weiß, weshalb diese Synode einberufen wurde. Nicht ein Einziger.«

Theodora ignorierte den Kommentar ihres Gemahls und konzentrierte sich darauf, den Blick des jungen Erzbischofs zu suchen, so lange, bis er ihn erwiderte. Sein leichtes, fast unmerkliches Kopfnicken beruhigte sie, und sie belohnte seine Geste mit einem genüsslichen Schmunzeln und einem langsamen Streicheln ihres von der Schwangerschaft leicht gewölbten Bauches.

Das dumpfe Geräusch der zufallenden Kirchenpforte brachte Bewegung in die Menge. »Ageltrudis ist gekommen!«, flüsterte Theodora, und sobald Marocia diesen Namen hörte, reckte sie den Kopf. Tausend Male hatte ihre Mutter ihr Geschichten über Ageltrudis erzählt. Auch gestern wieder, vor dem Einschlafen. Die Herrscherin des Herzogtums Spoleto, das gleich neben dem Kirchenstaat lag, wurde von Theodora seit langem wegen ihrer Uner-schrockenheit bewundert. Vorgestern hatte Ageltrudis – auf ausdrückliche Einladung des Papstes, wie es offiziell hieß – zusammen mit ihrem jungen Sohn Lambert die Stadt Rom mit einem Besuch überrascht und mehrere hundert Bewaffnete mitgebracht. Seither hatte man sie nicht mehr gesehen, vermutete aber, dass sie irgendwo im Lateran Quartier bezogen hatte. Der Papst und sie – war überall zu hören – planten etwas Spektakuläres.

»Im Namen des Vaters und Sohnes und Heiligen Geistes«, hallte die Stimme Stephans VI. durch das Haus Gottes und unterbrach Marocias vergebliche Versuche, einen Blick auf die Heldin zu erhaschen. »Dies ist ein Tag des Gerichts. Und vor Gericht steht kein Geringerer als ein Heiliger Vater. Ich klage hiermit meinen Vorgän-

ger Formosus an, und zwar der Missachtung und Entwürdigung seines Amtes als höchster Diener Christi auf Erden.« Stephan VI. ließ seine Worte wirken und beobachtete die Reaktionen.

Ein deutlich vernehmbares Raunen ging durch die Menge. Theodora flüsterte zu ihrem Mann: »Ist er verrückt geworden? Formosus ist seit neun Monaten tot.«

»Vielleicht will er böse Geister verjagen?«, orakelte Theophyl. »Man erzählt sich, dass der Papst schlecht träume, dass er nachts wie ein Verirrter durch die Gänge des Lateran laufe, weil er Formosus mit Gift umgebracht habe.«

»Ich glaube«, erwiderte Theodora, »dass dabei noch etwas anderes im Spiel ist, etwas Politisches. Ich verstehe nur nicht, wie er einen Toten ...«

Sie wurde durch ein Klatschen Stephans VI. unterbrochen, auf welches hin sich die schwere Kirchenpforte öffnete. Eine von vier Mönchen getragene Sänfte erschien am Eingang, und auf ihr saß – ein verwester Leichnam.

Marocia schrie auf und verbarg ihr Gesicht im Gewand der Mutter.

Stephan VI. hatte befohlen, den Leichnam des Formosus aus seinem Sarkophag zu holen. Von dem ehemaligen Papst war kaum etwas zu erkennen; nichts war von ihm geblieben als Knochen, dicke Knorpel an den Ellenbogen und Knien sowie seine ergrauten Haare, die ihm in zotteligen Büscheln auf die blanken Schulterknochen fielen. Manche sackten auf die Knie und bekreuzigten sich, als der Leichnam an ihnen vorüberzog, einige Frauen fielen in Ohnmacht. Theodora aber fasste sich schnell und zog den Schopf ihrer Tochter aus dem Gewand. »Stell dich nicht so an. Du wolltest die Welt sehen, also sieh hin.« Als Marocia sich sträubte, hielt Theodora sie an den Haaren fest, so dass sie hinsehen *musste*.

Die Sänfte wurde vor dem Altar abgestellt. Stephan VI. entledigte sich seines päpstlichen Umhangs und der Tiara und kleidete das Skelett damit ein. Auf sein Zeichen hin kam ein blasser, kaum mündiger Diakon des Benediktinerordens herbei und stellte sich hinter dem thronenden Toten auf. Er sollte wohl im Namen des Formosus als Verteidiger agieren und antworten. Marocia, die noch immer von ihrer Mutter festgehalten wurde, zitterte beim Anblick des

Schädels und der unter dem Umhang hervorstehenden Fußknochen.

»Formosus, Bischof und Metropolit von Rom!«, rief Stephan.
»Warum hast du dich vom Ostfranken Arnulph verleiten lassen, ihn zum König der italischen Länder zu krönen?«

»Ich war schwach«, piepte es fast unhörbar hinter dem Leichnam hervor. Der kindliche Diakon war nicht originell in seiner Antwort, oder sollte es vielleicht auch nicht sein. Noch etliche Fragen wurden dem toten Papst gestellt, unzählige Verfehlungen beanstandet, von der Bestechlichkeit bis zur Sodomie, bis Stephan VI. von den anwesenden Geistlichen endlich ein Urteil abforderte: schuldig. Nach diesen Worten ging Stephan zur Leiche, entriss ihr Umhang und Tiara und scheute sich nicht, ihr die drei Schwurfinger der linken Hand abzubrechen.

»Damit enthebe ich dich, Formosus, rückwirkend deines Papstamtes, und alle Edikte, Bullen, Verordnungen und alle sonstigen Amtshandlungen sind unwirksam, einschließlich der Krönung des Karolingers Arnulph zum König Italiens. Arnulph ist abgesetzt, und die Krone ist frei. Du selbst bist geächtet und gebannt, und ein jeder, der dir Übles tat, der tat recht.« Wenige Augenblicke später kniete Ageltrudis' Sohn Lambert, der Herzog von Spoleto, nieder und empfing von Stephan VI. eine neue, funkelnde Königskrone.

»Gott, war das widerlich«, stöhnte Theophyl, als sich die Pforten der Laterankirche öffneten und die Zeremonie damit beendeten.
»Werden wir denn nur von Abartigen regiert?«, rief er zu den Gewölben hinauf.

Theodora sah sich um und hoffte, dass keiner der anderen Edlen Theophyls Worte beachtet hatte. In Rom hörten die Menschen besser als irgendwo anders, und die Würdenträger hörten am besten von allen, immer auf der Suche danach, das Amt eines politisch oder im Glauben Fehlgeleiteten übernehmen zu können. »Gott ist nicht hier«, zischte sie, »dafür aber jede Menge menschlicher Ohren. Sei leiser.«

»Wozu? Sie denken alle wie ich.« Es war ein trauriger Tag für die Ewige Stadt und Italien, dachte Theophyl, und jeder anständige Römer würde darin seiner Meinung sein. Der Versuch des ostfrän-

kischen Königs Arnulph, die italischen Staaten auf friedliche Weise in den Verbund der deutschen Stämme zu führen und so die Entstehung eines neuen Reiches zu fördern, war mittels dieses makabereren Auftritts gescheitert. Von jetzt an war Arnulph nicht länger König von Italien, und Italien daher wieder der Gegenfraktion ausgeliefert. Ageltrudis! Ihr Hass gegen die Ostfranken, insbesondere gegen das karolingische Königshaus, grenzte an Irrsinn. Aber sie war nur die Herrscherin *eines* italischen Teilstaates, Spoleto, und vermochte alleine wenig auszurichten. Doch hinter ihr stand eine ganz andere Macht: das autoritäre Byzantinische Imperium, das Italien als sein Einflussgebiet ansah und dessen Eifersucht auf das aufstrebende Reich des Nordens offensichtlich auch nicht vor einer Grabschändung Halt machte. Und Theodora verteidigte diese Abscheulichkeit auch noch!

»Ich gebe es ja zu«, flüsterte sie und rückte die zahlreichen Ringe an ihren gepflegten Händen zurecht. »Es war eine absonderliche Synode. Aber sie war auch sinnvoll. Ageltrudis und ihr Sohn sind Verbündete des Imperiums und ...« Theodora redete und redete, wie immer, wenn Ageltrudis das Gesprächsthema war.

Schmerzlich dachte Theophyl an die Frau zurück, die er einmal geheiratet hatte. Theodora, Tochter einer reichen Adelsfamilie aus Tusculum, hatte eine beachtliche Mitgift in die Ehe eingebracht, aber das war es nicht, was Theophyl bewogen hatte, sie zu heiraten. Sie war stolz, neugierig und impulsiv gewesen – alles das, was er nicht war. Die ersten Jahre mit ihr waren die glücklichsten seines Lebens. Was Theodora dann zu dem gemacht hatte, was sie heute war – er wusste es nicht. Jedes Gefühl hatte sie dem Streben nach Macht geopfert, jede ihrer und anderer Leute Überlegungen prüfte sie danach, ob sie den Richtlinien des Byzantinischen Imperiums entsprachen. Nun, es war eine Sache, vor diesen Verbrechern den Rücken zu beugen, wie er es in seinem Amt tun musste und wie die meisten anderen Würdenträger Italiens es taten, aber eine ganz andere Sache, mit ihnen einer Meinung zu sein.

Er sah seine Tochter an, nahm ihre Hand und drückte sie gerade so fest, dass es ihr nicht wehtun würde. Ihm fiel schmerzlich auf, wie verstört sie aussah, doch ein leichter Stoß von Theodora riss ihn wieder aus seiner Sorge um das Mädchen heraus.

»Ageltrudis schaut schon herüber«, zischte sie. »Du musst ihrem Sohn gratulieren. Und dem Papst.«

»Diesem Leichenschänder gratulieren? Niemals!« Aber kaum hatte Theophyl es ausgesprochen, wusste er auch schon, dass er es dennoch tun würde. Es waren gefährliche Zeiten. Die Herzogin und ihre Lakaien vom Lateran achteten auf alles, was man tat und was man nicht tat. Theophyl gönnte sich ein letztes Streichen seines Bartes, bevor er seiner Frau den Arm darbot und mit seiner üblichen, leicht nach vorne gebeugten Körperhaltung den schweren Gang antrat.

Ageltrudis und ihr Sohn standen noch dort, wo Lambert die Krone empfangen hatte, und waren umringt von Gratulanten. Die Älteren unter ihnen verbeugten sich gemessen oder begnügten sich mit einem knappen, ruckartigen Kopfnicken, bevor sie sich wortlos, aber mit Zügen des Abscheus auf ihren Lippen wieder entfernten. Die Jüngeren hingegen, die ihre Laufbahn noch vor sich hatten, die sich Pfründen vom Papst oder Ämter von der Herzogin und ihrem nun königlichen Sohn erhofften, hatten allen Schauer vergessen und übten sich bereits wieder in überschwänglichen Gesten. Sie lüfteten ihre modischen schiff förmigen Hüte, streckten sie übertrieben weit in die Höhe oder zur Seite, schwangen ihre farbigen Umhänge, schwatzten wild durcheinander auf die Machthaber ein und drängelten sich wechselweise zur Seite, so dass der Haufen vor Ageltrudis waberte wie eine dickflüssige Giftbrühe.

Die Frauen hingegen in ihren langen mantelartigen Kleidern scharten sich auf der anderen Seite des Kirchenschiffs zusammen. Einige reckten gespannt die Köpfe zu ihren Männern und feuerten sie mit aufgerissenen Augen und stummen, heftigen Bewegungen der Hände an, wenn ihnen die Ehrenbezeugungen noch zu fad vorkamen. Die meisten jedoch hielten den Blick gesenkt und trösteten ihre verstörten oder schluchzenden Kinder.

Theodora erlegte sich eine solche weibliche Zurückhaltung nicht auf. Ageltrudis, das wusste sie, schätzte Selbstbestimmtheit an Frauen. Zwar würde es heute wegen des Gedränges kaum möglich sein, einen bleibenden Eindruck bei der Herzogin zu hinterlassen, vielleicht aber konnte sie einen Anfang machen. Wenn sie nur dicht genug an Ageltrudis herankäme ...

Sie packte trotz Theophyls Protesten Marocia an den Schultern und schob sie wie einen Schild vor sich her. Dabei bemerkte sie den Sand auf den Schultern ihrer Tochter. »Wie siehst du denn aus?«

Marocia fiel es schwer, zu antworten. Sie fror, und doch stand ihr Schweiß auf der Stirn. »Dort drüben, wo ich stand, Mutter ... Wie Goldregen rieselt ...«

»Ja, ja, schon gut.« Sie hatten sich endlich einen Weg zu König, Herzogin und Papst gebahnt und standen ihnen gegenüber. Ihre Gratulationen gingen zwar in dem Geschwätz fast unter, aber dafür wurde Ageltrudis sofort auf das einzige kleine Kind inmitten dieser Horde aufmerksam.

»Meine Tochter, Durchlaucht«, erklärte Theodora, als sie das Interesse der Herzogin bemerkte.

Marocia sah zu Ageltrudis auf. Sie hatte sich die sagenhafte Heldin ihrer Mutter anders vorgestellt. Die vielen Geschichten von einer kämpferischen Frau, die ein Bündnis mit dem Oströmischen Imperium in Byzanz geschlossen hatte, die sich weder von den Päpsten noch von den jenseits der Alpen herrschenden Karolingern etwas gefallen ließ, hatten in Marocia das Bild einer jungen Amazone im Harnisch heraufbeschworen. Aber nun blickte sie auf ein kalkweißes altes Gesicht, das an eine Totenmaske erinnerte und von den kupferfarbenen Haaren und der pompösen Kleidung noch betont wurde. Sie leistete sanften Widerstand, als Ageltrudis sie an sich zog und ihr mit kalter, zittriger Hand über die Haare streichelte.

»Wie ist ihr Name?«, fragte die Herzogin. Ihre Stimme war rau und heiser.

Theodora nannte ihn. »Wir haben noch einen Sohn, Durchlaucht, doch der konnte ...«

Ageltrudis unterbrach. »Marocia, sagt Ihr? Das kommt von Maria, nicht wahr? Nun, meine kleine Jungfrau«, wandte die Herzogin sich jetzt direkt an das Mädchen. »Wie hat dir unsere Krönung gefallen, sag mir das.«

Marocia verstand nichts von den Dingen, die sie eben gesehen hatte, war aber überzeugt, dass Leute, die Toten die Finger brachen oder so etwas gut fanden, nicht Recht haben könnten. Die Krönung hatte sie überhaupt nicht wahrgenommen. Ihre Gedanken

drehten sich nur noch um das Skelett. »Was passiert jetzt mit ... mit ihm?«, fragte sie laut, weil die Horde noch immer auf König Lambert einredete.

Sofort breitete sich Schweigen aus. Wo eben noch König und Papst hofiert worden waren, blieb es nun still und starr. Jeder wusste, wer gemeint war, und alle richteten ihre Blicke auf die alte Herzogin und das kleine Kind, das es gewagt hatte, eine solche Frage zu stellen. »Sei still«, zischte Theodora. »Dummes Ding.« Würde Ageltrudis die Kleine nicht mit ihren Fingern umkrallen, könnte ihre Tochter jetzt eine Tracht Prügel erleben.

»Gott hat Formosus vernichtet«, krächzte Ageltrudis schließlich. Sie hustete heftig und bog sich verkrampft, dann fügte sie hinzu: »Und der Teufel wird sich ihn nun holen.«

Der Papst hatte eine weniger geheimnisvolle Antwort. »Er wird in den Tiber geworfen«, kicherte er. »Endlich wird er für alle Zeiten schweigen, niemanden mehr stören. Alle haben es gesehen, auch die Kinder. Noch in Jahrzehnten wird man davon reden, und mein Pontifikat wird als eines der größten in die Bücher geschrieben werden.«

Ageltrudis schob Marocia wieder von sich weg und sah den Papst an. Sie verzog den blutrot geschminkten Mund zu einem falschen Grinsen. »Wie schön, Heiligkeit. Also hat *jeder* von uns das bekommen, was er wollte. Nun aber muss jeder für sich selbst sehen, dass er es auch behält.«

Ein unheimliches Grollen ließ alle aufhorchen. Es wurde lauter und lauter, und dennoch konnte niemand genau sagen, woher es kam. Manche blickten aus den kleinen Kirchenfenstern in der Erwartung eines Gewitters in den Himmel, andere vermuteten, dass draußen eine große Anzahl Reiter vorbeipreschte. Doch das Grollen verstärkte sich, ohne dass man die Ursache dafür fand. Theodora war seit langer Zeit zum ersten Mal wieder dankbar dafür, dass Theophyl sie beschützend um die Schultern fasste. Er zog sie mit einer Hand an sich und hielt mit der anderen Marocia fest.

»Gott!«, rief plötzlich ein am Altar stehender Mönch mit irrer Stimme. »Gott bestraft uns!«

Stephan VI. war der Erste, der das knarrende, ja fast stöhnende Geräusch aus dem Nichts nicht mehr aushielt und die Hände ge-

gen die Ohren presste. Die Masse um Ageltrudis löste sich nun rasch auf, die Herzogin selbst brach in heftiges, aufgeregtes Husten aus und musste von ihrem Sohn gestützt werden. »Lauft!«, rief jemand von irgendwoher. »Um Himmels willen, lauft!« Augenblicke später krachte ein schwerer Gesteinsbrocken aus dem Gewölbe, gleich darauf ein zweiter und ein dritter. Die Menschen konnten kein Halten mehr. Sie drängten zur Pforte, die jedoch schnell von Leibern verstopft war. Kinder wurden niedergetrampelt, Ältere zur Seite geschoben. Wildes Geschrei übertönte das Donnern einstürzender Mauern. In alle Richtungen liefen die Leute nun davon. Manche schlugen die Kirchenfenster ein und versuchten, ins Freie zu klettern. Andere rüttelten an den verschlossenen Seiteneingängen oder versuchten, sie mit ihrem Körpergewicht einzudrücken.

Theophyl nahm Marocia auf den Arm und lief zum Altar. Unter der schweren Steinplatte fühlte Theophyl sich sicher, und tatsächlich hielt sie mehreren Aufschlägen niederstürzender Quader stand. Er betete die Litanei der Fürbitten herunter, wieder und wieder, bat für Marocia, für sich, für Theodora. Sie war ihm in dem Gewimmel verloren gegangen, aber Marocia hatte gesehen, wie sie mit Ageltrudis und dem König in eine andere Richtung gerannt war. Stattdessen kauerte sich nun der Papst an ihre Seite. Sein Gesicht war gelb von Staub, sein Körper zitterte, und er blinzelte unentwegt mit den Augen. Abwechselnd kicherte und jammerte er, und seine irren Gebärden machten Marocia mehr Angst als das Unglück um sie herum.

Nachdem Theophyl die Litanei viermal gebetet hatte, hörte der Lärm auf und wich einem elenden Stöhnen. Marocia kroch als Erste unter der Platte hervor. Über ihr breitete sich ein klarer Novemberhimmel aus, nur getrübt durch die Schleier aufsteigenden Staubes. Die nahe gelegenen Häuser waren intakt geblieben. Doch dort, wo sich eben noch die ehrwürdige Laterankirche erhoben hatte, stand jetzt nur noch eine Ruine. Und zwischen den Hügeln aus grauen Gesteinsbrocken leuchteten die bunten Farben kostbarer Gewänder hindurch.

Ein schriller, lang gezogener Schrei hallte durch die nächtliche Dunkelheit der Villa Sirene, dann ein zweiter, kürzerer, schließlich ein

dritter, ein erschöpftes Piepsen fast nur. Marocia saß aufrecht in ihrem Bett. Ihre kleinen Hände suchten in der Schwärze des Zimmers aufgeregt nach einem Halt, nach einer Latte oder einer Wand. Doch sie fanden nichts dergleichen. Das Bett, ein teils hölzernes, teils schmiedeeisernes Gestell, war kostbar gearbeitet und mit einer weichen, aus Fellen und Wolle gestopften Matratze ausgestattet, aber es stand mitten im Raum und war ohne Kopf-, Fuß- oder Seitenteile. Marocia sprang auf und flüchtete sich in eine Ecke des Zimmers, die vom schwachen Mondschein in ein diffuses Licht getaucht wurde. Hier kauerte sie am Boden, bis die Tür aufging und eine Gestalt mit einer Kerze hereinkam.

»Bist du es, Mama?«

»Nein, ich bin es nur. Egidia.« Die Amme raffte ihr weites, sackartiges Nachthemd etwas hoch, so dass ihre fülligen Beine bis zu den Knien frei waren, und setzte sich umständlich neben Marocia auf den Boden. Dann seufzte sie, strich sich ihre dünnen braunen Haare aus der Stirn, stellte die Kerze neben sich ab und küsste Marocia auf die Wange.

»Mama!«, beharrte Marocia und ergriff Egidias dargebotene Hand. »Du bist da.«

»Hast wieder geträumt?«, fragte Egidia.

»Der Papst. Ageltrudis. Theodora.«

»Sie leben«, erklärte Egidia geduldig, obwohl sie es der Kleinen in den vergangenen Wochen gewiss schon zwanzigmal wiederholt hatte, fast in jeder Nacht. »Musst dir keine Gedanken um sie machen. Niemand, den wir kennen, ist beim Einsturz der Kirche gestorben. Darfst dich nicht länger ängstigen, mein Kleines.«

»Der Papst. Ageltrudis. Theodora.«

»Es geht ihnen gut«, bestätigte Egidia sanft und wischte Marocia die Schweißperlen von der Stirn. »Träume nicht schlimm von ihnen, Kleines.«

»Ich träume nicht von ihnen«, sagte Marocia und blickte ins Mondlicht. »Es ist das ... der ... der ...«

Egidia bekreuzigte sich. Auch sie brachte den Namen nicht mehr über die Lippen. Zum einen hatte der Heilige Vater verfügt, dass sein verurteilter Vorgänger aus dem Gedenken der Menschen zu löschen sei, und Egidia tat immer, was die Heiligkeiten verlangten,

auch wenn sie die Entscheidungen nicht immer guthieß. Aber sie war doch nur ein einfaches Ding, während die Väter voller Weisheit waren. Sonst hätte Gott sie schließlich nicht auf seinen weltlichen Thron berufen. Dieses Mal jedoch fiel Egidia die Befolgung der päpstlichen Anordnung nicht schwer, denn der Name des unheiligen, geächteten Vaters war mit der schaurigsten Vorstellung verknüpft, von der die Christenheit je betroffen war. »Weiß schon, Kleines«, tröstete Egidia. »Musst mir nichts sagen.«

Marocia warf sich der Amme in die Arme. Sie liebte es, ihre Wärme zu spüren, ihre rundliche Weichheit, ja sogar ihr borstiges Nachthemd. Wenn sie den seifigen Duft ihrer Haut roch, fühlte sie sich geborgen, als könnte ihr niemand etwas antun. Allein Egidias helle Stimme zu hören und ihren plumpen Bewegungen zuzuschauen, gab ihr das Gefühl, zu Hause zu sein, in ihr ihre wirkliche Mutter zu haben. Nur ihr allein konnte sie sich anvertrauen. »Weißt du was? Ich hasse sie«, sagte Marocia. »Den Papst. Ageltrudis. Theodora. Sie sind schuld, dass ich *ihn* sehe.«

Egidia schreckte auf. »Du ... Jesus und alle Heiligen! Darfst so etwas nicht sagen.« Sie bekreuzigte sich und schaute Marocia eindringlich in die Augen. »Darfst so etwas auch nicht denken. Deine Mutter hassen! Die Heiligkeit hassen!«

»Magst du sie denn?«

»Fragen kannst stellen, du lieber Himmel.«

»Also?«

»Nicht mögen ist eine Sache. Hassen ...«

Marocia gähnte gedehnt und schmiegte sich an Egidias Brüste. Mit halblauter, müder Stimme sagte sie: »Sie behaupten, Gott habe ... habe *ihn* vernichtet. Nein, nein. Gott macht so etwas nicht. Gott macht gar nichts. Sie waren es. Irgendwann werden sie dafür bestraft. Aber nicht von Gott ...«

Egidia drückte ihre Kleine noch fester an sich. Was für eine Zeit, in der kleine Kinder solche schrecklichen Dinge erleben mussten. Aber es stimmte ja, was das Mädchen ahnte. Auf den Märkten, in den Tavernen, in den Winkeln der Gassen schimpften die Leute auf die Heiligkeit und die Edlen. Der Einsturz der Laterankirche, munkelten sie, sei dem Zorn des geschändeten Formosus zuzuschreiben, und weitaus Schlimmeres würde die Ewige Stadt heimsuchen,

wenn der Verfemte nicht gerächt und alle Überlebenden des Einsturzes getötet würden. Neulich hatte der Gehilfe des Holzhändlers ihr zugeflüstert, es wäre besser für sie, aus dem Haushalt des *praetor urbanus* zu verschwinden, solange es noch ginge. Und nach Einbruch der Dämmerung rannten gelegentlich Männer an der Villa vorbei und riefen: »Ihr seid auch mit dran, wenn es soweit ist!« Doch hier im Haushalt wurden diese Anzeichen nicht ernst genommen. Verhaften und aufhängen, war Theodoras einziger Kommentar zu solchen Vorfällen, und sie nutzte sie bloß, um mit ihrem Mann, dem milden Richter, einen weiteren Streit anzufangen.

Egidia fasste sich an die Kehle. »Wird alles gut, mein Töchterschen«, murmelte sie beschwörend in das Dunkel hinein, wieder und wieder, auch als Marocia längst in ihren Armen eingeschlafen war.

2

Theodoras Sandalen klackten auf dem Marmor wie Pferdehufe, als sie über die Mosaik ihrer Villa in der Via Lata eilte und Kardinal Sergius mit ausgestrecktem Arm entgegelauf.

»Eminenz! Was für eine Freude! Euer zehnter Besuch in fünf Monaten. Unser Haus scheint etwas Faszinierendes zu haben.« Obwohl Theodora sich im achten Monat der Schwangerschaft befand und sie sich außerdem Mühe geben musste, ihr wissendes Grinsen zu verbergen, leistete sie den Knicks und den Kuss seines Ringes formvollendet.

»Faszinierend sind die Menschen, die in ihm leben«, entgegnete Sergius höflich und klappte seinen stämmigen, ungelinkten Oberkörper zu einer ungewöhnlich tiefen Verbeugung herunter.

Theodora führte ihren Gast in das *peristyl*. Einen solchen antiken Garten, rings umgeben von einem Säulengang und den Wohnräumen der Villa, hatten nur noch wenige Häuser in Rom vorzuweisen. Die Villa Sirene war schon mehr als fünfhundert Jahre alt und nach allem, was man wusste, noch von einem Senator der heidnischen Kaiserzeit errichtet worden. Zwar hatte es immer wieder

Umbauten und Renovierungen gegeben, das *peristyl* jedoch war erhalten geblieben. Heute, da es kaum noch ältere herrschaftliche Häuser in der Ewigen Stadt gab, galt ein *peristyl* als Symbol von Tradition, und Theodora präsentierte ihren deshalb, wann immer es möglich war.

Die quadratische Anlage war feierlich umrahmt von gelben und pfirsichfarbenen Rosensträuchern, deren Ordnung hier und da von einigen violetten Fliederbüschen unterbrochen wurde. Von dieser schweren Pracht durch einen Kiesweg getrennt, wetteiferten durcheinander gepflanzte Gewächse wie Mohn, Fingerhut und Sonnenblume um das Sonnenlicht. Zu dem plätschernden Brunnen in der Mitte war ein Orangenbaum gesellt worden, der hoch genug war, um wohltuenden Schatten zu spenden und sogar einem Vogelpaar als Nistplatz zu dienen. Die träumerische Atmosphäre jedoch wurde dem Garten von den zwei halb verwitterten Statuen eines Mannes und einer Frau verliehen, von denen niemand mehr wusste, wer sie gewesen waren.

Amüsiert beobachtete Theodora, wie der Kardinal sich förmlich auf die Bank zwischen den Statuen setzte und die Hände auf dem geistlichen Gewand ineinander verknotete. Was für ein Unterschied zu ihrem Geliebten, dem Erzbischof Johannes! Kardinal Sergius war Anfang dreißig und damit nur sechs oder sieben Jahre älter als Johannes, aber sein vornehmer Habitus und der steife Gesichtsausdruck ließen ihn wie einen alten Mann wirken. »Edle Theodora«, begann er mit einem höflichen Kopfnicken. »Ich habe mir erlaubt, ein halbes Dutzend Bewaffnete mitzubringen, über die Ihr in den nächsten Wochen verfügen könnt. Die Unruhe in der Stadt wächst beständig.«

Theodora schmunzelte. »Sehr aufmerksam, Eminenz. Aber ein wenig Aberglaube stellt wohl keine Gefahr dar. Die Laterankirche war schon lange baufällig und ihr Einsturz eine Frage der Zeit. Das Volk wird das einsehen müssen.«

»Ich bitte Euch«, erwiderte Sergius. »Schlagt den Schutz nicht aus, schon wegen Eurer Kinder.«

Theodora hatte diese Bemerkung erhofft. Bei Sergius' ersten Besuchen kurz nach der Synode hatte sie noch geglaubt, es handle sich um die Höflichkeit eines päpstlichen Beraters gegenüber dem

praetor urbanus. Als die Besuche nicht abrissen, mutmaßte sie, dass ein Mann, der es so weit gebracht hatte wie Sergius, nichts aus purer Höflichkeit unternahm und somit irgendein vertracktes politisches Motiv hinter seinen Aufwartungen steckte. Dann war ihr aufgefallen, dass er immer jene Zeiten wählte, in denen er sicher sein konnte, dass Theophyl nicht zu Hause war, weil er irgendeinen Prozess leitete. Wollte er sie Johannes ausspannen? Er und Johannes waren zwar beide Gefolgsleute des Bündnisses zwischen Rom, Spoleto und Byzanz, aber sie wetteiferten um den Anspruch, eines Tages Papst zu werden.

Erst bei seinem letzten Besuch war es ihr dann wie Schuppen von den Augen gefallen. Die Amme hatte Leon und Marocia für einen Gute-Nacht-Gruß vorbeigebracht. Theodora hatte sofort den Blick bemerkt, den Sergius auf das Mädchen warf. Er war offensichtlich völlig vernarrt in Marocia. Auf der Synode musste er sie gesehen haben, und alle seine Besuche waren nur von der Hoffnung motiviert, noch einmal dieses Kindes ansichtig zu werden.

Nicht eine Minute lang hatte Theodora Bedenken gegen die Faszination des über dreißigjährigen Mannes für ihre sieben Jahre alte Tochter. Entscheidend war, dass er eine einflussreiche Position hatte und ein Gefolgsmann von Ageltrudis war. Mein Gott, was war schon dabei, wenn er es liebte, das Kind anzusehen? Seine eigenartige Zuneigung war nichts anderes als ein glücklicher Umstand, der ihr nur Vorteile bringen konnte. Deshalb hatte sie vorhin, gleich, nachdem der Diener ihr gemeldet hatte, dass Sergius im Atrium warte, der Amme Befehl gegeben, Marocia einige Minuten später in das *peristyl* zu schicken. Sie musste jeden Moment ein treffen.

»Meine Kinder, ach ja«, rief Theodora kummervoll. »Sie verdienen wahrhaft, behütet zu werden. Vor allem Marocia, nicht wahr? Ist sie nicht wie eine ...« Sie suchte scheinbar nach einem Wort, dann stand sie auf und tänzelte trotz ihrer hohen Schwangerschaft einige Schritte bis zu den gelben Rosen. »Ist sie nicht wie eine dieser Blüten? So rein, so königlich?« Mit einer schnellen Handbewegung fuhr sie in den Rosenbusch und rupfte eine der schweren Blütendolden ab und roch daran.

Ein gedehntes Räuspern unterbrach die Gesprächspartner.

»Hier!«, sagte Egidia mürrisch. »Habe Euch Marocia gebracht, Herrin. Wie befohlen.«

»Gut«, sagte Theodora. Sie hatte einige Mühe, Marocias Hand Egidias festem Griff zu entwinden. »Es ist gut«, wiederholte sie scharf und machte eine abweisende Geste.

Widerwillig entfernte Egidia sich einige Schritte, dann besann sie sich anders, blickte abwechselnd den Kardinal und Theodora an und presste empört hervor: »Muss Euch aber sagen, dass es schlecht ist, die arme Kleine derart vorzuführen, kaum dass es ihr ein bisschen besser ...«

Ein völlig unmissverständlicher Blick Theodoras brachte die Amme dazu, zu schweigen. Erst, als Egidia das *peristyl* verlassen hatte, wandte Theodora sich wieder ihrem Gast zu. Wie zur Begutachtung stellte sie Marocia vor den Kardinal.

»Was meinte die Amme damit«, fragte Sergius, »als sie sagte, es sei Marocia nicht gut gegangen?«

»Was weiß das dumme Weib schon?«, winkte Theodora ab. »Seht Euch meine Kleine doch an. Sieht sie etwa nicht gesund aus?« Sie bemerkte zufrieden, wie Sergius' ausdruckslose hellbraune Augen plötzlich etwas Weiches und Sanftes bekamen, und sie trat einige Schritte zur Seite, damit er Marocia ungehindert zulächeln konnte.

Sergius ging mit seinem weiten Gewand vor Marocia in die Hocke und sah sie eine Weile an. War dieses Mädchen glücklich? Freute sie sich über seinen Besuch? Mochte sie ihn? Er wünschte es sich mehr als alles andere, aber er war kein Menschenkenner. Oft übersah er die deutlichsten Zeichen einer Gemütsregung. Vielleicht lag es daran, dass er kein geselliger Mensch war, dass er weder wie der eine Teil des höheren Klerus weltliche Vergnügungen auf nächtlichen Gelagen suchte noch wie der andere Teil das Zusammensein mit Gläubigen. Am liebsten war er mit sich allein.

Nur dieses Mädchen berührte Sergius. So etwas passierte ihm zum ersten Mal. Ihre großen schwarzen Augen konnten scheinbar unendlich lange einem Blick standhalten, und ihr rundliches, oft ausdrucksloses oder beherrschtes Gesicht war ihm ein Geheimnis. Zaghaft streckte er seinen Arm aus und ergriff einen ihrer Ohrringe, in dessen silberne Fassung eine winzige schwarze Perle eingearbeitet war. »Sehr hübsch. Ist das dein liebster Schmuck?«

Theodora antwortete aus dem Hintergrund für ihre Tochter. »Ich habe ihn anfertigen lassen, Eminenz. Die dunklen Farben stehen Marocia am besten.«

Sergius ging nicht weiter darauf ein. Seine Fingerspitzen strichen nun vorsichtig an einigen der schwarzen Strähnen entlang. »Du hast, seit ich dich das letzte Mal gesehen habe, deine Haare hochgesteckt, junge Dame. War das deine Idee?«

»Leider redet sie sehr wenig«, bedauerte Theodora sofort. »Es hat aber nichts mit Euch zu tun, Eminenz, denn zu uns ist sie nicht anders. Den lieben Tag spricht sie bisweilen nur zehn Worte, schaut aber viel herum und beobachtet alles, was man tut. Neugierig ist sie und ...«

»Vielleicht kommt sie nicht dazu, etwas zu sagen«, unterbrach der Kardinal seine mitteilsame Gastgeberin.

Für einen flüchtigen Moment huschte ein Lächeln über Marocias Mund, und diese flüchtige Geste stillen Einverständnisses war genug, um Sergius glücklich zu machen. Sichtlich entspannt richtete er sich auf. »Im Übrigen«, fügte er an Theodora gewandt hinzu, »habe ich die Erfahrung gemacht, dass nicht die Menge des Gesagten wichtig ist, sondern der Inhalt. Mir jedenfalls gefällt ihr Schweigen.«

»Nun, wenn das so ist ...«, bemerkte Theodora und überreichte dem Kardinal den Rosenzweig, den sie vorhin gepflückt hatte. Sie hatte allen Grund, zufrieden zu sein. Ihre Tochter würde fortan ein hervorragendes Pfand für Sergius' Wohlwollen gegenüber ihrer Familie sein. Vielleicht würde man es eines Tages brauchen.

Sergius war gerade im Begriff, sich mit Theodora und Marocia auf die Bank zu setzen, als einer der Bewaffneten in das *peristyl* stürmte. »Herr, Herr!«, rief er. »Der Mob – er stürmt den Lateran. Die ganze Stadt ist in Aufruhr. Überall werden Edle erschlagen.«

Sofort entstand ein großes Durcheinander. Hausdiener, Zofen und Bewaffnete liefen richtungslos im Haus umher. Egidia kam mit dem weinenden Leon herbeigeeilt. »Wo ist der Herr?«, rief sie. »Im Gericht? Wird ihm dort doch hoffentlich nichts geschehen, Eurem Gemahl?«

»Du hast Sorgen!«, rief Theodora verzweifelt. »Sein Gerichtsgebäude ist wie eine Festung gebaut. Sag mir lieber, wo *wir* uns ver-

stecken sollen. In der Speisekammer? In der Latrine vielleicht? Oder hier, zwischen den Rosen?»

»Hier können wir nicht bleiben«, ging Sergius mit energischem Tonfall dazwischen, den ihm niemand zugetraut hätte. »Meine Wache allein kann gegen den Mob nichts ausrichten. Wir müssen mit allen Bewohnern der Villa zum Lateran durchbrechen. Euer Mann wird das Gleiche versuchen.«

»*Ich* soll auf die Straße?«, rief Theodora. »Wo der Pöbel marodiert? Und nur mit« – sie zeigte auf sein geistliches Gewand – »mit *Euch* und den paar Männern? Das ist doch Wahnsinn!«

Die umstehenden Hausdiener stimmten ihrer Herrin raunend zu. Hier in der Villa würden die Aufständischen, deren Wut sich nur gegen die Edlen richtete, den Dienern nichts tun. Sie gehörten doch selbst zu den einfachen Leuten, trugen die gleiche grobe Kleidung wie sie, hatten die gleiche ledrige Haut, ja teilten sogar ihre Furcht vor der Rache des ausgegrabenen, verstümmelten Papstes. Vielleicht würde die Villa verwüstet und angezündet, vielleicht die Herrin erschlagen, aber ihnen selbst würde kein Rebell etwas zuleide tun. Da draußen aber würden sie, umringt von Bewaffneten und in Begleitung des Kardinals, wie Verbündete der Edlen wirken.

»Wir bleiben hier!«, meinten einige von ihnen. Und andere schimpften: »Kümmert Euch um Eure Sachen, wir wissen selbst am besten, was gut für uns ist.«

Sergius hob die Augenbrauen. »Hört zu«, rief er. »Ich rechne mir aus, dass die Rebellen den Lateran bereits erfolgreich gestürmt und dort gewütet haben. Bald werden sie sich auf die Residenzen der Edlen stürzen. Wenn wir also dorthin gehen, wo die Marodeure schon gewesen sind, wird die Gefahr am geringsten sein. Für uns alle. Denn glaubt mir, der Mob macht keinen Unterschied zwischen den Edlen und denen, die ihnen dienen.«

Doch die Leute hörten nicht. Einige liefen davon, bevor die Bewaffneten sie zurückhalten konnten, andere setzten sich demonstrativ mit verschränkten Armen auf den Boden. Nur Egidia blieb an der Seite des Kardinals, Leon und Marocia mit ihren schweren Armen umfassend.

»Hast du Angst?«, fragte Sergius das Mädchen und strich ihm tröstend über die Haare.

Marocias Herz schlug bis zur Kehle. Ihr war noch lebhaft in Erinnerung, wie beim Einsturz der Kirche vornehme Edle in Panik zu Ungeheuern geworden waren. Nun stellte sie sich die Fratzen der Besessenen da draußen vor: glühende Kohlen in den Augenhöhlen, gefletschte Zähne und geballte Fäuste. Sie blickte kurz zu ihrer Mutter, die neben ihr stand, die Hände rang und hektisch nach allen Seiten blickte, so als suche sie dort irgendwo einen Ausweg. Daraufhin krampfte sich Marocias Hand um die ihrer Amme, doch ihr Kopf hob sich gelassen und voll Stolz.

»Sehr Ihr«, sagte Sergius zu Theodora. »Wenn Eure Tochter den Mut hat, findet Ihr ihn doch auch, oder?«

Sergius wartete ihre Zustimmung nicht ab, sondern erteilte sofort einem seiner Bewaffneten den Befehl, aus der Stadt auszubrechen und nach Spoleto zu reiten, um der Herzogin Bericht zu erstatten. Die fünf anderen Milizionäre, wenig genug, bildeten einen Ring um die Frauen und Mädchen. Der Kardinal selbst blieb, mit einem langen Kücheneisen bewaffnet, dicht bei Marocia. So gingen sie hinaus, auf die Via Lata.

Anfangs kamen sie gut voran. Die wenigen Menschen, die ihnen begegneten, rannten an ihnen vorbei, und überall waren die schweren hölzernen Fensterläden geschlossen und die Türen verrammelt. Einige der herrschaftlichen Häuser brannten anscheinend bereits, denn dichter Qualm drang aus ihnen heraus, aber da die Straßen hier breit und übersichtlich waren, konnten Sergius und die anderen diese Brände gut umgehen. Weiter östlich, jenseits der Foren, trafen sie auf sieben Soldaten, die herrenlos durch die Straßen irrten und sich nun dem Kommando des Kardinals unterstellten. Derart gestärkt, trauten sie sich sogar dicht am Kolosseum vorbei, aus dem die heftigen Reden und das Beifallsgeschrei des aufgebrachtten Volkes drangen.

Als sie jedoch an den mehrstöckigen Gebäuden der ärmeren Römer vorbeikamen, wurden sie beschimpft und aus den Fenstern mit allen möglichen Gegenständen und sogar Lebensmitteln beworfen. Ein schwerer Kohlensack streckte einen der Soldaten nieder, und ein Tongefäß traf Leon an der Schulter, woraufhin der Kleine so laut und andauernd weinte, dass Egidia ihm den Mund zuhalten

musste, damit er nicht noch mehr Aufmerksamkeit auf die Gruppe lenkte.

Bald war auch Theodora den Tränen nahe. Beschimpft und beworfen zu werden zerrte an ihren Nerven. »Wir hätten nie die Villa verlassen dürfen«, klagte sie. »Der Pöbel wird uns zerreißen. Oh, diese Tiere. Diese undankbaren Scheusale.«

»Ich bitte Euch«, entgegnete Sergius. »Behaltet die Fassung. Seht Marocia an. Sie zeigt weniger Angst als Ihr.«

Theodora war es mittlerweile leid, ständig mit ihrer Tochter verglichen zu werden. Eine heftige Erwiderung lag ihr auf der Zunge, aber sie kam nicht mehr dazu, sie dem Kardinal entgegenzuschleudern, denn eine Gruppe Aufständischer versperrte ihnen in einer engen Gasse den Weg. Ohne Zögern befahl Sergius der Hälfte seiner Männer vorzurücken. Die Lanzen in Angriffshaltung, stürmten die Soldaten nach vorne und streckten mit ihren ersten Stößen eine ganze Reihe Aufständischer zu Boden. Doch die Gegner wehrten sich, und in der Enge der Hauswände gewannen sie mit ihren einfachen, aber beweglichen Waffen, den Dolchen, Halbschwertern und Schmiedehämmern, die Oberhand über die Soldaten mit ihren repräsentativen, aber umständlichen Lanzen. Nun griff der Rest von Sergius' Männern in den Kampf ein und brachte den Umschwung. Die Aufrührer mussten weichen. Je ungeordneter sie sich zurückzogen, desto mehr von ihnen blieben von Lanzen durchbohrt auf dem Pflaster zurück.

Über Verwundete und Leichen steigend gelangten Sergius, Theodora, Egidia und die Kinder schließlich unbeschadet auf den lateranischen Hügel. Dort bot sich ein Bild der Zerstörung. Der Platz vor dem Papstpalast war an mehreren Stellen aufgerissen, die schweren Pflastersteine hatten als Wurfmittel gedient. Vereinzelt lagen tote und verwundete Bürger, Mönche und Soldaten herum. Egidia machte sich sofort daran, einige der Verletzten zu versorgen, Theodora jedoch zog nur ein angeekeltes Gesicht. Niemand bemerkte, dass Marocia und Leon sich ein Stück entfernten und durch die Trümmer tapsten.

»Es ist zu gefährlich«, jammerte Leon. Der Rauch vor sich hin kokehnder Barrikaden brachte ihn zum Husten. »Einer der bösen Männer könnte sich hier verstecken.«

Marocia musste ihrem Bruder insgeheim zustimmen. Auch sie wäre viel lieber an der Seite Egidias geblieben, aber etwas anderes war stärker als ihre Furcht und trieb sie weiter. Immer einige Schritte vor Leon, aber doch nahe genug, um im Ernstfall seine Hand zu ergreifen, stieg Marocia über Balken und Pferdeleiber bis zum mächtigen Hauptportal des Lateranpalastes. Dort, quer über den Stufen, lag ein Mann in einem kostbaren, aber verschmutzten Gewand. Er blutete aus einer großen Wunde am Kopf, und seine geweiteten Augen starrten leblos in den Himmel. Ihn hatte Marocia gesucht.

»Wer ist das?«, fragte Leon angewidert, doch Marocia schwieg. Sie wandte ihren Blick nicht ab.

»Komm jetzt«, bat Leon.

Marocia rührte sich nicht. Ihr war, als habe jemand die nächtlichen Bilder aus ihrem Kopf gepustet. Was sie vor sich sah, war auch für sie kein schöner Anblick, aber sie konnte nicht anders, als erleichtert zu sein. Es lohnte sich also, zu kämpfen.

Von hinten kam die schwerfällige Egidia keuchend und schimpfend heran. »Ja, seid ihr noch bei Trost! Einfach davonzugehen. Wisst ihr nicht, wie gefährlich das ist? Was treibt ihr euch hier herum? Euer Vater ist gekommen. Müssen jetzt alle weg, sagt die Eminenz. Müssen uns in den nächsten Tagen verstecken, bis die Soldaten der Herzogin kommen, sagt die Eminenz. Ist noch nicht überstanden, sagt die Eminenz. Herr Jesus«, flüsterte sie, als sie den Erschlagenen sah. »Die Heiligkeit.« Sie bekreuzigte sich, dann nahm sie Marocia und Leon an der Hand und zog sie mit sich fort.

Sanctus Sebastianus war eine der Pilgerkirchen Roms. Gläubige aus allen Ländern kamen hierher an den südlichen Stadtrand, um die Fußabdrücke zu verehren, die Jesus auf einem jüdischen Marmorstein hinterlassen hatte, und den eifrigen Christen vor Jahrhunderten nach Rom gebracht hatten. Manche zogen es allerdings vor, in den unterirdischen Katakomben das schlichte Grabmal des Heiligen Sebastianus zu bewundern, denn hierbei konnte man sich wenigstens sicher sein, dass es sich um ein echtes Heiligtum handelte.

Wegen dieser beiden berühmten Schätze der Christenheit war das für Pilger hinter der Kirche angebaute Bettenhaus ständig belegt. So auch jetzt. Doch die Pilger, die häufig nicht mal die Lan-

dessprache Latein beherrschten, verstanden nicht, was derzeit vor sich ging. So hatten sie sich die Stadt des heiligen Petrus und seiner Nachfolger nicht vorgestellt. Gewalttätig und rumorend, wie Rom sich derzeit präsentierte, schien es ihnen eher ein Vorhof der Hölle zu sein, und sie verließen das Bettenhaus nur, um Fußabdrücke und Grab um eine sichere Rückkehr in ihre Heimat anzuflehen.

Seit drei Tagen hatte Pater Bernard, der Priester von *Sanctus Sebastianus*, noch weitere Gäste. Drei Dutzend Frauen und Männer lagerten mitten in der Kirche; allerdings interessierte sich diese Gästeschaft wenig für die Reliquien des Gotteshauses, sondern ausschließlich für das gute Versteck, das die Katakomben boten.

Kardinal Sergius, der zusammen mit dem *praetor urbanus* das provisorische Kommando über die Truppe führte, lief fast ständig auf und ab, während Theophyl unentwegt seinen Bart kralte, aus den verrammelten Toren lugte und auf ausgesandte Späher wartete. Wirklich Neues erfuhren Kardinal und Richter von diesen nicht. Noch immer beherrschte das Volk die Straßen, aber die anfängliche Wut, die sich wie bei einem Gewitter entladen hatte, schien sich langsam zu verziehen. Es gab anscheinend weniger Morde an Edlen oder hohen Geistlichen, sei es, weil diese mittlerweile fliehen oder sich verstecken konnten, sei es, weil sie schon fast alle tot waren. Dafür wurde nun verstärkt das Eigentum geplündert. Doch so lange die Soldaten der Herzogin nicht eingetroffen waren, konnte es noch immer zu neuen Gewaltausbrüchen kommen, und die Mienen des Richters und des Kardinals hellten sich darum in diesen Tagen nicht ein einziges Mal auf.

Die meisten der anderen blieben die ganze Zeit über in ihren Ecken: Die Soldaten vergnügten sich mit Würfelspielen, Egidia hielt Leon bei Laune, und Theodora kaute auf den Fingernägeln, hielt sich abseits von den anderen und sprach kaum ein Wort.

Einzig Marocia nahm regen Anteil an den mystischen Geheimnissen der Kirche. Pater Bernard zeigte ihr alte Schriften längst verstorbener Päpste, die sie allerdings noch nicht lesen konnte, sowie alle Wandmalereien des verwinkelten, dreiteiligen Kirchenschiffs. Er musste Marocia jedes einzelne Bildnis erklären und eine Geschichte dazu erzählen, so dass beide nach drei Tagen noch so viel Gesprächsstoff hatten wie am ersten. Gerade, als Pater Bernard

dem wissbegierigen Mädchen ein verwittertes Bild mit der Darstellung eines Kirchenheiligen beschrieb, unterbrach ihn eine etwas ironische Stimme von hinten.

»Ich sehe, Ihr unterrichtet noch immer gerne, Pater. Wie damals.« Theodora bedachte den Pater mit einem ebenso verächtlichen wie unsicheren Blick. »Man sollte meinen«, fügte sie spöttisch hinzu, »Ihr hättet mittlerweile die Illusion aufgegeben, durch Vermittlung von Wissen bessere Menschen formen zu können.«

Er überlegte einen Moment, dann beugte er sich zu Marocia hinunter: »Wie wäre es, wenn du deinem Bruder und der Amme ein wenig von dem erzählst, was ich dir gezeigt habe?«

Marocia nickte und sprang, ohne ihre Mutter ein einziges Mal anzusehen, davon.

Pater Bernard vergrub die Hände in den weiten Ärmeln seiner Kutte. »Ich bin froh, dass ihr alle *hier* Zuflucht gesucht habt.«

»Weil Ihr mir dann wieder einmal beweisen könnt, wie viel seliger ein gottgefälliges Leben macht?«

Pater Bernard ließ eine Weile verstreichen, bevor er mit milder, geduldiger Stimme antwortete. »Es zeigt ganz einfach, dass du mich noch nicht ganz vergessen hast, Theodora. Wie oft habe ich dafür gebetet! Es war doch dein Vorschlag, mit euch nach *Sanctus Sebastianus* zu flüchten, nicht wahr?«

»Also schön«, gestand Theodora gereizt. »Es war mein Vorschlag. Was heißt das schon?«

Der Pater bemühte sich, nicht zu lächeln. Stattdessen machte er eine höfliche Geste mit der Hand in Richtung einer Tür. Er öffnete sie und trat mit Theodora in einen Treppengang, der in eine wenig benutzte Seitenanlage der Katakomben führte. Sie gingen in einen großen, dunklen Raum, dessen Decke gerade so hoch war, dass der Kopf der hoch gewachsenen Theodora nicht anstieß. An den vereinzelt herumstehenden Sarkophagen konnte man auch in der Finsternis erkennen, dass es sich um eine Krypta handelte.

Pater Bernard entzündete eine der mit Pech bestrichenen Fackeln, führte Theodora langsam ein Stück in die Krypta hinein und setzte sich schließlich mit ihr auf eine Steinbank gegenüber eines besonders kostbar gestalteten Sarkophags. »Du weißt, weshalb ich dich hierher gebracht habe?«

»Meine Eltern liegen hier begraben«, antwortete sie ausdruckslos.

»Sie wären stolz auf dich«, behauptete Pater Bernard. »Ja, du brauchst es gar nicht abzustreiten. Du bist gut verheiratet, hast einen anständigen Mann, zwei Kinder, erwartest ein drittes ...«

»Es ist von Johannes, dem Erzbischof von Ravenna.«

»Oh«, entrang es sich der Kehle des Paters.

Theodora grinste. »Ja, oh, ehrwürdiger Vater. *Das* ist aus Eurer Schülerin von einst geworden, der Ihr Lesen, Rechnen und Schreiben beigebracht habt, der Ihr Heiligenbilder erklärt habt, wie der kleinen Marocia eben. Ein untreues Weib, eine lasterhafte Hure. Und ich schäme mich nicht deswegen. Ich bin ehrgeizig, und ich bin froh, dass ich es bin. Für die Macht über diese Stadt würde ich alles tun. Verraten, verkaufen, vernichten.«

»Was du liebst, vernichten? Deine Kinder verraten?«

Theodora riß sich von seinem Blick los, faltete die Hände und schloss die Augen. Nach einer Weile sagte sie: »Also, was haltet Ihr von mir?«

Pater Bernard entgegnete zuerst nichts. Er fuhr sich mit seiner von jahrelanger Arbeit zerfurchten Hand über die Bartstoppeln und die alten, müden Augen. Er war ein Mann, der in seiner schlichten braunen Kutte, den lederen Sandalen und dem schmucklosen Holzkreuz um den Hals leicht als Geistlicher der alten Schule zu erkennen war, dem die Botschaft Christi am Herzen lag. Im Gegensatz zu anderen *patres*, *diakones* und höheren Prälaten Roms machte er sich nichts aus feinen Stoffen und üppigen Speisen, aus mondäner Unterhaltung und weinseligen Vergnügungen. Historische Studien in alten Büchern waren seine einzige Ablenkung, seit er vor fünfzehn Jahren aufgehört hatte, Theodora im Auftrag ihrer Eltern zu unterrichten. Aber gerade weil Pater Bernard sein Amt und die Botschaft Christi so ernst nahm, lagen ihm scheinheilige Empörung und Bigotterie völlig fern.

Er nahm Theodora bei der Hand, führte sie zum Sarkophag und kniete mit ihr davor nieder. Die im Marmor eingemeißelten Szenen der Auferstehungsgeschichte vor Augen, schwiegen sie. Nur ein gelegentliches Knistern der Fackel unterbrach die Stille. Keiner von beiden wusste, wie viel Zeit vergangen war, als Pater Bernard end-

lich flüsterte: »Du hast den anderen den Vorschlag gemacht, sich in dieser Kirche zu verbergen, weil du gehofft hast, mir von deinen Gedanken erzählen zu können. Du wolltest – beichten.«

»Mir war elend«, rechtfertigte Theodora sich. »Um mich herum waren nur Tod und Zerstörung. Ich wusste nicht mehr, was ich tat.«

Pater Bernard nickte in die Stille hinein. »So ist es. Du hast nicht nachgedacht, sondern getan, was dein Inneres dir gesagt hat. Genauso wie eben, als du mir alles erzähltest. *Das* ist die wahre Theodora. Das bist du. Wenn du nur willst, kannst du Ageltrudis, Johannes und die Byzantiner überwinden und dich selbst wieder finden.«

»Ihr habt die Byzantiner nie gemocht.«

»Ich habe die Anmaßung und die Gewalt nie gemocht.«

»Ihr wollt mich auf Eure Seite ziehen.«

»Seite! Aus deinem Munde hört sich alles immer so politisch an.«

»Himmel oder Hölle, Pater. Das sind die Seiten. Dazwischen ist nichts.«

»Dazwischen sind die Menschen«, korrigierte er. »Wir alle, Theodora, müssen uns jeden Tag aufs Neue entscheiden, wohin wir wollen, wem wir dienen, was wir begehren. In jedem Wunsch, den wir haben – selbst dem harmlosesten –, kann bereits die Versuchung liegen, Böses für seine Erfüllung zu tun. Ich weiß, wovon ich spreche: Manchmal wünsche ich mir so sehr den Frieden, dass ich bereit wäre, die halbe Welt dafür zu zerschmettern, hätte ich die Macht dazu. *Das* ist unsere eigentliche Prüfung, Theodora. Auch du hast die Kraft, sie zu bestehen, doch du musst sie auch nutzen.«

Theodora ließ zu, dass seine Hand sich beschützend über die ihre legte. Ihre Lippen zitterten, und es schien, als versuche sie eine Antwort zu formen. In diesem Augenblick kam Marocia in die Krypta gerannt. »Pater, Mutter!«, rief sie. »Da seid Ihr also. Vater sagt, die Soldaten der Herzogin sind in Rom. Sie selbst ist auch mitgekommen. Der Aufstand ist vorbei. Wir können nach Hause.«

»Danke, mein Kind«, antwortete der Pater. »Wir kommen gleich.« Er wartete, bis Marocia die Krypta wieder verlassen hatte und die gleiche intime Atmosphäre eingekehrt war, die vorher geherrscht hatte. »Das Gericht der Herzogin wird erbarmungslos

sein«, hauchte er. »Sie ist für ihre Härte gegenüber Versagern bekannt, und es scheint, als hätten die hohen Beamten sich in den vergangenen Tagen nicht gerade mit Ruhm bekleckert. Dein Mann braucht dich jetzt. Es ist eine hervorragende Gelegenheit, ihm alles zu erzählen und mit Gottes Hilfe ein neues Leben zu beginnen. Du könntest deine Kinder lieben und ...«

»Wisst Ihr«, unterbrach sie ihn, »dass es Zeiten in den letzten Jahren gegeben hat, in denen ich Euren Namen verdammt habe?«

Pater Bernard schluckte, und zum ersten Mal wandte er seinen Blick von Theodora ab, hinein ins Dunkel des tiefen, scheinbar unendlich langen Raumes.

»Ja, verdammt«, bestätigte Theodora. »Ihr habt mir durch Eure Lehren erst das Gefühl gegeben, etwas Unrechtes zu tun, wenn ich nach Einfluss strebe oder nach Reichtümern verlange, oder wenn ich einfach bewundert werden will. Es kostet mich heute noch viele wache Nächte, meine Bedenken dagegen einzuschläfern, und das ist allein Eure Schuld.«

Er sah sie wieder an. Seine Augen funkelten im Licht der Fackel. »Das ist ein gutes Zeichen, Theodora.«

»Es ist ein Fluch«, widersprach sie. »Wenn ich zu Gott um eines bete, dann darum, dass er mich loslässt.«

Theodora stand auf und sah ihren alten Lehrer mit ebenso ernster wie trauriger Miene an. Ihre Mundwinkel zuckten, als ziehe eine unsichtbare Kraft mit Fäden daran. »Ich möchte, dass Ihr meine Kinder fortan unterrichtet, ehrwürdiger Vater. Vielleicht habt Ihr bei ihnen mehr Erfolg als bei mir. Mehr ist nicht zu sagen.«

»Theodora ...«

»Nein, Vater«, unterbrach sie ihn. »Es ist zu spät. Ich kann nicht anders.«

3

Der päpstliche Thronsaal im Lateran war hell erleuchtet, obwohl die Nacht schon vor Stunden hereingebrochen war. Ein heftiger Frühlingswind, der sich durch die kleinen Rundbogenfenster Ein-

lass verschaffte, ließ die Fackeln zucken und die Gewänder der Edlen wehen. Ageltrudis saß auf dem schweren goldenen Thronsessel der Päpste und sah missmutig in die Gesichter derer, die ihr gerade ein weiteres Mal die Treue auf ihren abwesenden Sohn, den König, geschworen hatten.

Worte, dachte sie und ließ ihren Blick vom einen zum anderen schweifen. Wenn es darauf ankam, liefen diese widerlichen Memmen und Verbeugerlinge alle davon oder versteckten sich in Löchern, um noch ein paar Jahre länger zu leben. Menschen ohne Prinzipien! Sie gedachte, ihnen heute eine Lektion zu erteilen.

Ihre Truppen waren am vergangenen Tag in die Heilige Stadt eingerückt und hielten jetzt alle wichtigen Punkte besetzt: Kapitäl, Kastell *Sanctus Angelus* und Lateran. Das war ohne jede juristische Handhabe passiert, quasi ein widerrechtlicher Einmarsch ins Patrimonium, den Kirchenstaat, denn nun gab es ja keinen Papst mehr, der sie zu einem »Besuch« einladen konnte. Aber Ageltrudis hatte in ihrem langen politischen Leben erkannt, dass Fakten die Welt regieren, nicht Gesetze. Und der Erfolg hatte ihr auch diesmal Recht gegeben. Widerstandslos, geradezu apathisch, hatte sich das Volk in die Häuser treiben lassen. Es hatte die Rache, die es wollte, aber es würde teuer dafür bezahlen müssen. Ageltrudis ließ niemals und niemandem das letzte Wort.

Ihre Finger krallten sich um die Lehnen des Thrones. »Es ist, wie ich hoffe, unbestritten unter uns, dass der Aufstand gegen den Heiligen Vater gleichzeitig als Aufstand gegen mich, gegen meinen Sohn wie auch gegen unseren Verbündeten, den Kaiser in Byzanz, zu verstehen ist, also gegen jede weltliche und geistliche Ordnung. Treueschwüre reichen nicht länger aus.«

Wie eine Medusa blickte Ageltrudis in die bleichen Gesichter der Versammelten. Die Beamten Roms und deren Frauen, auch Theophyl und Theodora, trauten sich nicht, sich zu bewegen, aus Angst, dadurch auf sich aufmerksam zu machen. Ageltrudis genoss diese Furcht der anderen ebenso, wie sie sie verachtete.

Sie begann mit einem Dank an Sergius. Er hatte ihr schnelle Nachricht zukommen lassen und sich als zuverlässig erwiesen. Doch damit schien ihre Gnade auch schon erschöpft. »*Superista*«, rief sie den Präfekten der städtischen Miliz eisig mit seinem Titel

an. »Haben die Mannschaften sich in Bordellen vergnügt? Wie konnte es geschehen, dass dahergelaufener Pöbel Gewalt über die Ewige Stadt bekam?«

Der Präfekt trat vor. Er war ein Mann mittleren Alters und ein persönlicher Freund Theophyls. Gelegentlich trafen sie sich zu einem Krug Falerner und redeten über ihre gemeinsame Jugendzeit, als das Byzantinische und das Ostfränkische Reich noch nicht um die Vorherrschaft über Italien und den Einfluss auf die Päpste stritten, als es noch galt, kleine Diebe und Messerstecher zu fassen und zu verurteilen. »Gegen ein aufgebrachtes Volk vorzugehen lag nicht in unseren Möglichkeiten«, rechtfertigte er sich schnaubend. »Das alles wäre nicht geschehen, wenn ...«

»Schweigt!«, rief Ageltrudis. »Ihr wart entweder unfähig oder unwillig, den Heiligen Vater zu beschützen. Ich glaube an das Letztere.«

Der Präfekt brauste auf. »Ich habt kein Recht, so mit mir ...«

»Genug der Worte«, wettete Ageltrudis und klatschte mit der flachen Hand auf die Lehne des Throns. Sie hustete stark und holte ein Tuch hervor, mit dem sie sich den Mund abwischen konnte. Als sie es wieder wegsteckte, achtete sie darauf, dass niemand die Blutflecke darauf sehen konnte. »Ihr seid ein Gehilfe der Ostfranken, *superista*, ein *Deutscher*.« Sie spie das Wort geradezu aus. »Daher enthebe ich Euch des Amtes und verurteile Euch zum Tode. Hängt ihn auf!«

Zwei Soldaten ergriffen den Präfekten und führten ihn ab.

Theophyl wollte protestieren. »Aber das ...«

Doch Theodora zischte zwischen den Zähnen hervor: »Sei ruhig, du Narr. Oder willst du uns alle ins Verderben stürzen?«

»*Praetor urbanus*«, schallte es nun durch den Saal, und Theophyl trat mit gebeugtem Körper einen Schritt nach vorne. »Was hat die Gerichtsbarkeit im Vorfeld getan, um den Aufstand zu verhindern? Ihr habt doch Spione?«

Theophyl hatte kaum Spione, und die wenigen waren unzuverlässig und bestechlich. Immer wieder war es vorgekommen, dass sie Verbrechen berichteten, die nie stattgefunden hatten. Sie ließen sich von irgendjemandem bezahlen, der einen missliebigen Rivalen loswerden wollte. Männer entledigten sich auf diese Weise ihrer

Schwiegermütter, um sie nicht länger im eigenen Haus verköstigen zu müssen, oder ihrer Frauen, um sie in die Schande und Armut verstoßen zu können. Auch Kaufleute nutzten diesen vergleichsweise sicheren und billigen Weg, um Konkurrenten an den Henker zu bringen, und einmal war es sogar vorgekommen, dass ein heidnischer Sklave seinen jähzornigen Hausherrn mittels behördlicher Spione beseitigen ließ. Wer einige *besanti*, die begehrten byzantinischen Goldmünzen, aufzubringen vermochte, konnte sich ein beliebiges Todesurteil kaufen. Der Spitzel konstruierte ein Verbrechen – Diebstahl war besonders beliebt, weil leicht zu arrangieren –, und schon war ein harter Richterspruch so gut wie sicher.

Theophyl verabscheute dieses korrupte Spitzelwesen, und er wollte Ageltrudis' Frage gerade verneinen, als Sergius für ihn antwortete.

»Der edle Theophyl hat schon vor Monaten Listen mit Verdächtigen angelegt. Ich habe sie gesehen. Sie sind umfangreich und lassen keine Wünsche offen. Man kennt die Namen der Rädelsführer und ihre Aufenthaltsorte. Sobald Euer Durchlaucht es befiehlt, werden die Schuldigen verhaftet.«

»Warum hat man sie nicht schon vorher verhaftet?«

Sergius sah Ageltrudis direkt in die Augen. »Wir hatten die Aktion bereits geplant, bloß ... der Mob ist uns zuvorgekommen.«

»Stimmt das, *praetor urbanus*?«

Theophyl zögerte. Der ganze Saal blickte auf ihn, hielt den Atem an. Warum, fragte der Richter sich, log der Kardinal für ihn? Und wie sollte er nun reagieren? Es ging um sein Leben, aber auch um seine Würde als aufrechter Mann. Beides konnte er nicht behalten. Endlich nickte er.

»Nun gut«, sagte Ageltrudis nicht mehr ganz so streng und lehnte sich entspannt zurück. »Es ist April, und die Pappeln an der Via Appia sind voll jungen Laubes. Richter, ich wünsche, dass am Sonntag mehr Leichen in den Bäumen hängen als Blätter, auf einer Strecke von hundert Schritten.«

»Das ... das ist sehr anspruchsvoll, Durchlaucht«, stöhnte Theophyl.

»Ich dachte, die Listen sind umfangreich und lassen keine Wünsche offen?«

Theophyl schluckte und verbeugte sich leicht. »Ich bin zuversichtlich, Euren Wunsch erfüllen zu können, Durchlaucht.«

Zufrieden erhob Ageltrudis sich. Für heute war es genug. So rasch würde es keiner mehr wagen, ihre Führungsrolle in der Heiligen Stadt zu beanstanden. Ohne die tiefen Verbeugungen aller zu beachten, verließ sie den Saal, in dem die Schatten der Verbliebenen im Licht der Fackeln zitterten.

Theophyl bedankte sich von ferne mit einem Kopfnicken bei Kardinal Sergius, aber schon im nächsten Augenblick verfluchte er seine Geste. Sein Herz raste, und das Pochen in seinem Kopf kam wie ein Donner über ihn. Seine Frau ergriff ihn am Arm und zog ihn zu einem der Rundbogenfenster.

»Ist dir klar, was der Kardinal gerade für dich getan hat?«, herrschte Theodora ihren Mann an. »Mit einem Kopfnicken deinerseits ist das nicht abgetan. Da müssen wir uns schon etwas mehr einfallen lassen. Ich hätte da auch schon eine Idee ...«

Theophyl wischte sich mit einem Tuch die feuchten Hände und den Bart trocken und blickte hinaus auf das nächtliche Rom. Einige ferne Laternen blinkten wie Sterne aus der in tiefe Schwärze gehüllten Stadt, und Theophyl wünschte sich, jetzt irgendwo da draußen zu sein, in einer der tausend finsternen, schmutzigen Straßen oder in den unheimlichen Ruinen der antiken *domus aurea*, des Neropalastes auf dem Esquilin, wo heutzutage nur Heimatlose kampierten. Er sehnte sich nach Ruhe, wollte keinen mehr kennen, niemanden sprechen, nichts mehr tun. Doch das war nur ein Traum.

Er richtete seinen Blick wieder auf den Thronsaal, der in all seiner Pracht erstrahlte: die goldene Farbe an den Wänden, die kunstvolle meerblaue Ornamentik an Decke und Boden, hinter dem Thron das Mosaik mit dem Bild Christi, der beschützend die Hand über seine Stellvertreter auf Erden hielt. Und inmitten dieser Erhabenheit, die jedem Pilger und jedem Botschafter ferner Staaten stets den Atem raubte, rotteten sich nun die Würdenträger in kleinen Gruppen zusammen und lachten bereits wieder miteinander, als sei nichts gewesen, als habe der Henker nicht eben erst einen ihrer Kollegen gehängt.

»Schein«, murmelte Theophyl versunken. »Trug und Lüge.«

Theodora stieß ihn an. »Was redest du denn da wieder? Hast du verstanden, was ich über Sergius gesagt habe? Er hat sich eine Belohnung verdient.«

»Er hat mich aber auch in eine schwierige Lage gebracht«, erwiderte Theophyl ärgerlich.

Theodora verdrehte die Augen. »Er rettet dir das Leben, und du sagst, er habe dich in eine schwierige Lage gebracht? Also manchmal verstehe ich dich nicht, Theophyl.«

»Und wen, glaubst du, soll ich am Sonntag in die Pappeln der Via Appia hängen? Ich habe keine Liste!«

Theodoras Mundwinkel zuckten. »Also, wenn es weiter nichts ist ... Hänge irgendwelche Leute auf. Die Gassen der Stadt sind voll davon.«

Der Duft frischer Erdbeeren erfüllte die ganze Küche der Villa Sirene, und Marocia und Leon konnten es kaum erwarten. Die köstlichen Früchte waren rar. Selbst die Edlen in Rom kamen nur an ein schmales Pfund der Erdbeeren heran, wenn sie über gute Beziehungen zu einem Landadeligen oder einem reichen Kaufmann verfügten. Dass heute eine große Schale davon in der Villa abgegeben worden war, kam einer Sensation gleich.

Gewiss, die Tafel der Villa Sirene gehörte zu den vielfältigsten Roms: Wildgerichte mit frischen Kräutern, Rinderwürste, gesotterter Fisch, Feigen in Honig, Eierspeisen mit Einkochtem ... Aber das Aroma der Erdbeeren war unvergleichlich. Kein Wunder, dass um jede einzelne Frucht gestritten wurde.

»Warum«, fragte Leon seine Schwester beleidigt, »nimmst du dir zehn Beeren und gibst mir nur fünf?«

»Weil der Kardinal sie geschickt hat«, antwortete Marocia. »Für mich! Das ist doch so, nicht wahr, Egidia?«

Die Amme bestätigte das mit einem widerwilligen Gurren, und sie betrachtete die roten Früchte, als wären sie eine Variation des Apfels, in den Eva einst gebissen hatte. Meiner Marocia, hatte als Widmung auf der beiliegenden Karte gestanden. Meiner! Natürlich war Egidia klar, was die Familie dem Kardinal zu verdanken hatte, und auch sie selbst stand in seiner Schuld, hatte er doch womöglich auch ihr Leben während des Aufstands gerettet. Aber dass

er mit einem Mal fast jeden zweiten Tag hier erschien, Spaziergänge mit der Kleinen machte, im *peristyl* mit ihr spielte und Geschenke schickte, so als sei er ihr Vater, das war ihr nicht geheuer. Und nun das: Meiner Marocia! Egidia faltete mit finsterem Blick das kleine Pergament zusammen, bis es nur noch ein winziges Quadrat war und warf es ins Herdfeuer. Dann zählte sie weitere fünf Beeren ab und legte sie Leon auf den Teller.

»Wollen aber gar nicht erst mit solchen Sondersachen anfangen«, brummte sie. »Was dem einen gehört, gehört auch dem andern. Punkt. Und wenn's dir nicht passt, kleine Prinzessin, dann kriegst gleich gar nichts mehr.«

Das Eintreten des Kutschers verhinderte Marocias Protest. Er war ein schon etwas ällicher, großer und schlaksiger Mann ohne Haare und mit einem unerhört knochigen Gesicht, das einem Totengräber gehören konnte. Aber jedes Mal, wenn Egidia ihn traf, konnte sie nicht anders als ihn anlächeln und auf seine identische stumme Antwort warten. Heute jedoch wartete sie vergeblich. Regnald, das war sein Name, blickte wie ein Gespenst umher und setzte sich dann an den einfachen Holztisch inmitten der kleinen Küche, ohne Egidia oder die Kinder zu grüßen.

»Ist was?«, fragte Egidia. »Siehst aus, als sei der Leibhaftige dir auf die Füße getreten.«

»Hm«, brummte er.

»Sag!«

»Hm«, brummte er wieder und zuckte mit den Augen kurz zu den Kindern hin.

Egidia verstand. Sie schickte Marocia und Leon hinaus, doch Marocia wölbte ihre Lippen trotzig auf und sagte: »Ich gehe erst, wenn ich noch drei Erdbeeren bekomme.«

Die Amme knurrte kurz und gab Marocia, was sie wollte. Fröhlich hüpfte ihre Kleine zur Tür hinaus.

Egidia trottete zum Herdfeuer und stellte einen Kessel auf. Sie streute eine Hand voll getrockneter Hopfenblüten hinein und wartete geduldig, bis das Wasser kochte und der ganze Raum vom Duft des aromatischen Krauts eingehüllt war. Dann füllte sie den Tee in zwei verbeulte Kupferbecher und schob Regnald einen davon zu. »So! Der wird uns beruhigen«, erklärte sie. »Und jetzt rede!«

»'s war grausig, kann ich dir sagen«, begann Regnald mit tiefer, düsterer Stimme. »So was hab ich noch niemals nicht gesehen, und will's auch nimmer sehen.«

»Was war?«, drängte Egidia und gab Regnald einen auffordernden Klaps auf seine schmalen Schultern.

»Also«, sagte Regnald. »Heut Morgen befiehlt mir der Herr, ihn zur Appia zu fahren. Da dacht ich schon: O weh, das gibt was. Wir fahren los – du weißt ja, unten an der Via Drusus entlang durch die Porta Metronia ...«

»Ja doch, ja doch. Weiter.«

»Also, wir kommen endlich zur Appia. Ich frag ihn, wie weit, denn die Appia, die kann man ja bis Capua und noch weiter fahren. Er sagt, bis hinter die alten Grabmäler aus der Kaiserzeit soll ich ...«

»Dummer Kutscher«, rief Egidia in ehrlicher Ungeduld. »Red jetzt endlich.«

Regnald nahm noch einen großen Schluck des Hopfengebräus, schüttelte ein ums andere Mal den Kopf. Egidia stieß ihn sachte an. »Komm«, sagte sie mild. »Red dich frei.«

»Sie baumeln immer noch«, sagte Regnald schließlich. »Hunderde.«

Egidia bekreuzigte sich. »Die ... die Gleichen?«

Regnald nickte. »Der Herr wollte sie abhängen lassen, aber die Soldaten gehorchten ihm nicht. Ein Befehl der Herzogin, haben sie gesagt. Dann ist der Herr im Kreis gelaufen wie 'n verirrter Käfer und hat an seinem Bart gerupft. Plötzlich, als hätt' ihn was gestochen, hat er ›Zurück‹ gerufen, und wir sind wieder abgefahren. Nachher geht's aber wieder los, denn die Herzogin gibt 'n Fest, und da müssen die Herrschaften hin.«

»Fest?«, rief Egidia. »Bei allen Heiligen!«

Regnald schüttelte den Kopf. »Dem Herrn passt's nicht, meine ich. Wenn ich, so wie ich vor dir sitz, wie 'n Toter aussehe, dann der Herr *praetor* wie 'n Geist.«

»Der Arme. Wollt nicht mit ihm tauschen.«

»Kannst für ihn beten«, sagte Regnald bitter. »Aber helfen wird's nicht. Das Verbrechen wird er nimmer los, sage ich dir. Das verfolgt ihn ins Grab und treibt ihn in die Höll'.«

Egidia leerte ihren Becher in einem Zug und blickte betroffen

auf den Tisch. »Zwei Wochen«, murmelte sie. »So lange hängen sie schon.«

»Zwei Wochen und zwei Tage«, stellte Regnald richtig. »'s ist nicht mehr viel von ihnen da. Die Krähen, musst wissen. Die Krähen machen sie klein bis auf die Knochen ...«

Marocia nahm ruckartig ihr Ohr von der Tür und schluckte die Beere hinunter, die sie seit einer Weile in ihrem vor Staunen halb geöffneten Mund behalten hatte.

»Es war nicht recht von dir zu lauschen«, warf Leon ihr von hinten flüsternd vor. »So etwas haben wir noch nie gemacht.«

»Ich weiß«, erwiderte Marocia heiser und sah wie durch ihren Bruder hindurch. »Aber irgendwann muss man ja mal anfangen.«

»Muss man nicht.«

»Pater Bernard nennt so etwas Progress, wenn man neue Ideen ausprobiert.«

»Nur, wenn sie erfolgreich sind.«

»Ich *war* erfolgreich. Ich habe eben Sachen gehört, die ich sonst nie gehört hätte.«

Als Theophyl mit Marocia die Stufen der Villa in der Via Lata hinunterging, war die Sonne wenige Momente zuvor hinter dem Mons Aurelius versunken. Seine Stimmung war ebenso trist wie die schwarze Silhouette der Stadt vor dem blassgrauen Himmel, und seine Hand umfasste die seiner Tochter nicht fest und beschützend wie früher, sondern schwach und mutlos. Er spürte in sich eine zunehmende Müdigkeit, gegen die Umstände anzukämpfen, ja sogar über sie zu reden. Aber einmal musste er es doch noch tun. Das war er seiner Kleinen schuldig.

Seufzend setzte er sich auf eine Treppenstufe, so dass er auf gleicher Höhe mit Marocia war. »Bevor deine Mutter herauskommt, möchte ich dir noch etwas sagen. Es ist nicht ganz leicht, und vielleicht verstehst du mich ja auch gar nicht, aber ... Die Herzogin macht sich heute Abend lustig über die Toten. Sie ist eine Teufelin. Hätte sie dich nicht ausdrücklich eingeladen, würde ich dich nicht mitnehmen, das kannst du mir glauben. Aber so ... Sie hat irgendetwas vor, mit dir, mit mir, mit uns allen, und ich weiß nicht, was ich dagegen tun soll.«

Er legte seine Hände sanft auf Marocias kleinen Schultern ab. Tränen sammelten sich in seinen Augen, und er musste mehrfach tief durchatmen, um verständlich weiterzureden. »Wenn du klug bist, und ich glaube, du bist es, wirst du später weder wie deine Mutter noch wie ich werden. Wir haben nämlich die wichtigste Regel vergessen: Du musst für alles, was du dir vom Leben wünschst, einen Preis bezahlen – manchmal einen sehr hohen Preis.«

»Für alles?«, fragte Marocia.

»Ämter, Titel, Reichtum, Macht ... sogar Liebe, einfach für alles. Wenn du diese Regel vergisst, Marocia, wirst du eines Tages alles, was ein Leben schön macht, verloren haben. Ich weiß, es ist kompliziert. Aber kannst du mich trotzdem verstehen?«

Seine kleine Tochter nickte und umarmte ihn traurig. »Es hört sich an, als würdest du irgendwie weggehen.«

Unglaublich!, dachte er. Ein kleines Kind bloß, aber sie begriff etwas, das er selbst noch nicht begriffen hatte. Ohne es zu wollen, hatte er sich ausgedrückt wie jemand, der Abschied nimmt. Er wischte sich die Tränen nicht von der Wange und erwiderte Marocias Druck, als wolle er seine Kleine nie wieder loslassen. Doch er wusste bereits, dass er sie verlieren würde.

»Höllengelächter«, murmelte Theophyl mit finsterner, angewidener Miene vor sich hin, als er zusammen mit Frau und Tochter die Villa der Herzogin unweit von Rom betrat. Der Festsaal war angefüllt mit Heiterkeit und Genuss. Überall brannten die Fackeln und reflektierten ihr Licht in prächtigen Wandspiegeln und in den roten und gelben Seidenstoffen, die die Saaldecke bespannten. Flöten und Tamburine spielten beschwingte Melodien und animierten zum Tanz. Wie eine Sommerwiese im Wind, so schlangen die kostbaren Roben der Gäste in allen Farben über den polierten Marmor, und gelegentlich überrannten lautes Gekicher und verzückte Schreie das sonore Raunen angeregter Konversation.

»Überwältigend«, hielt Theodora ihrem Mann dagegen und prüfte, ob ihr samtenes kirschfarbenes Kleid mit denen der anderen weiblichen Gäste mithalten konnte. »Dass du uns mit deiner fatalen Stimmung bloß nicht blamierst«, mahnte sie Theophyl, kurz bevor Kardinal Sergius zu ihnen trat.

»Ein ausgelassener Abend, nicht wahr?«, wollte er ein höfliches Plaudern beginnen.

»Wenn man die Leute so sieht«, antwortete Theophyl mit einem bitteren Grinsen, »kann man kaum glauben, dass die Hälfte von ihnen während des Aufstands nahe Angehörige verloren hat. Es ist doch immer wieder erstaunlich, wie ...«

»Ihr müsst meinen Mann entschuldigen«, unterbrach Theodora und führte Sergius rasch einige Schritte weg. »Er hat einen erschöpfenden Tag hinter sich und wird heute Abend alles andere als ein guter Gesellschafter sein. Und ich – nun ja, ich muss mich ein wenig um den Armen kümmern. Daher ...« Sie stockte und fuhr sich nach Worten suchend über die Lippen. »Daher kam mir der Gedanke, dass Ihr Euch während des Festes der kleinen Marocia annehmen könntet.«

Sergius strahlte in ehrlicher Freude über das ganze Gesicht. »Ich könnte ihr die ersten Tanzschritte beibringen.«

Insgeheim hielt Theodora nicht viel von den Tanzkünsten des Kardinals, denn er machte stets viel zu große und hölzerne Schritte und schien sich auch immer zum Takt einer anderen Musik zu bewegen als der, die gespielt wurde. Doch selbst wenn Marocia nachher die Füße voller blauer Flecke haben sollte, so wäre jeder Einzelne von ihnen eine hervorragende Investition in die Zukunft. »Viel Vergnügen«, wünschte sie daher und sah zu, wie die beiden sich an den Händen fassten und bald ebenso ziellos wie heiter über den Marmor wirbelten.

Nun wandte Theodora sich wieder ihrem Gemahl zu. »Du bist ein Rindvieh«, zischte sie ihm entgegen und legte ein gefrorenes Lächeln auf, um die Fassade vor den umstehenden Gästen zu wahren. »Dein elender Zynismus bringt uns alle in tödliche Gefahr, merkst du das nicht?«

Theophyl leerte seinen Weinkelch in einem Zug, winkte einen jungen Pagen heran, nahm sich einen weiteren Kelch und leerte auch diesen mit Schwung. Aber er sprach kein Wort.

»Solange du deinen Mund nur zum Trinken gebrauchst, soll es mir recht sein«, setzte Theodora nach. »Aber mach dir klar, dass, wenn Ageltrudis merken sollte ...«

»Da kommt deine Ikone auch schon«, sagte Theophyl und ließ

sich den nächsten Kelch reichen, den er leerte, während Theodora und die Herzogin Begrüßungsfloßkeln austauschten.

»Ich sehe, edler *praetor urbanus*«, bemerkte Ageltrudis, »dass Ihr Gefallen an meinem Wein findet. Er stammt übrigens von den Reben des Olympus in Griechenland. Ein Geschenk des Kaisers.«

»Er hat eine sehr passende Farbe«, erwiderte Theophyl.

»Passend?«, fragte Ageltrudis nach.

»*Blutrot!*«

Theodora schloss kurz die Augen und biss sich auf die Lippe. Welcher Teufel ritt Theophyl, eine Frau herauszufordern, die ihn mit einem einzigen Wort vernichten konnte? Ihre Fingernägel bohrten sich in die Handballen. Am liebsten wäre sie einfach in Ohnmacht gefallen, doch sie wusste, dass damit gar nichts gewonnen wäre. Mit aller Kraft gelang es ihr, Ageltrudis anzulächeln, als habe Theophyl tatsächlich bloß die Farbe des Weines beschreiben wollen.

Die Augen der Herzogin rollten mit undurchschaubarem Ausdrück von Theophyl zu Theodora und wieder zurück. Ihre Brust hob und senkte sich schnell und heftig, und Theodora kam es vor, als würden sogar die schillernden, silbern eingefassten Amethyste ihrer Halskette und ihres Diadems vor Erregung zittern. Doch ihre Erwiderung fiel anders als befürchtet aus.

»Wie reizend Eure Tochter aussieht«, lobte sie. »Schwarze Haare, schwarze Augen, ein graziles Gesicht – Marocia wird einmal eine Schönheit. Und intelligent ist sie auch, sonst hätte sie nicht bereits mit sieben Jahren einen Kardinal eingefangen.«

Ageltrudis brach in ein raues, unangenehmes Gelächter aus, das Theophyl zum Anlass nahm, sich wortlos zu entfernen. Erleichtert atmete Theodora auf, die Situation entspannte sich. Ageltrudis führte sie unter einem Vorwand in einen ruhigeren Winkel des Saales und begann ein vertrauliches Gespräch.

»Seht Ihr den alten Grauschopf dort hinten?«, fragte Ageltrudis. »Das ist der neue Papst – so gut wie zumindest. Morgen werden die Kardinäle, die Stadtoberen und das stimmberechtigte Volk ihn dazu wählen.«

»Wie könnt Ihr das wissen?«, fragte Theodora.

Ageltrudis lachte, aber es war eher ein Krächzen. »Ich *will* es so.

Meine Methode ist die Furcht der Menschen, untermauert mit Münzen. Ein Rezept, das Wunder wirkt. Natürlich, einige der italienischen Länder werden wegen meines Alleingangs murren. Sie fürchten meinen zunehmenden Einfluss auf die Geschehnisse in Rom. Aber byzantinisches Geld, mit dem sie ihre rauschenden Feste bezahlen, wird sie rasch ihre Proteste vergessen lassen. Wieso ich Euch das erzähle?« Sie zog die Neugierige noch näher an sich heran. »Weil ich beschlossen habe, Euren Mann zum Senator von Rom zu machen.«

Theodora war sprachlos vor Glück. Die Frau, die sie am meisten um ihre Macht beneidete, gab nun ihrem Mann eine Position, die ihn – neben dem Papst – praktisch zum Regenten Roms machte, denn der Senator stand dem Magistrat vor. Als Theodora ihre Sprache wieder gefunden hatte, überschüttete sie Ageltrudis mit Floskeln. »Er wird Euch immer ein Diener sein, Durchlaucht, Euch, dem König und seinen Verbündeten in Byzanz. Wir sind ...«

Ageltrudis unterbrach sie mit einer ruckartigen Bewegung ihres Fächers. »Ihr lügt! Glaubt Ihr, ich wüsste nicht, dass Euer Gemahl mich betrogen hat, dass die armen Hunde, die da draußen an den Bäumen hängen, unschuldig sind?« Ageltrudis keuchte, dann holte sie eilig ein Tuch hervor und hustete derart heftig hinein, dass es sich anhörte, als erbreche sie sich. Einige der Gäste sahen schon herüber und wisperten sich erregte Kommentare zu, aber dann fing die Herzogin sich wieder und konnte mit rauer, leiser Stimme weiterreden. »Es gibt keine Liste, meine Liebe, es hat nie eine gegeben. Im Gegensatz zu Theophyl habe *ich* viele und fähige Spione. So wusste ich sofort, dass Sergius mir eine Lüge aufischt.«

Theodoras Mund stand halb offen. »Wie habt Ihr ... Woher ... Ihr habt die Hinrichtungen nicht verhindert? Und habt auch weder Theophyl noch den Kardinal für die Lüge bestrafen wollen?«

»Nicht eine Sekunde. Ich strafe nur, wenn mir daraus ein Vorteil erwächst, und derzeit habe ich größeren Vorteil von den quiet-schenden Stricken über der Via Appia. Euer Mann hat um seiner Haut willen tausend Menschen gehängt und sich damit tausendfach meiner Fraktion ausgeliefert. Niemand ist zuverlässiger als ein Überläufer, Theodora, denn er kann nie wieder die Seite wechseln, ohne sich selbst zu vernichten.«

»Aber Ihr habt ihn eben erlebt. Er ist ... wie soll ich sagen ...«

Ageltrudis wedelte sich mit ihrem schweren Fächer Luft zu und sah zum anderen Ende des Saales, wo Theophyl sich, gestützt auf einen Pagen, zu einem Stuhl bringen ließ und dort das Gesicht in den Händen verbarg.

»Verwirrt und voller Selbstmitleid«, diagnostizierte die Herzogin. »Die typischen Krankheiten eines Schwächlings. Mag er sich doch mit seinen dümmlichen Wortspielen trösten. Den Titel, glaubt mir, wird er schon deshalb nicht ausschlagen, weil er glaubt, Gutes mit ihm tun zu können. Wahrlich ein Narr.«

Ageltrudis lächelte genüsslich und nahm sich die Zeit, einige vorbeilaufende Edle mit einem huldvollen Kopfnicken zu begrüßen. Sie nahm von einem Pagen einen silbernen Weinkelch entgegen und reichte einen weiteren an Theodora. »Was Sergius und seine Lüge angeht ... Ich ließ sogleich nachforschen, was den Kardinal bewegen haben könnte, Eure Familie zu beschützen. Die Antwort – das wissen wir wohl beide – wirbelt dort hinten fröhlich über die Tanzfläche.«

Die beiden Frauen beobachteten eine Minute lang, wie Sergius die kleine Marocia zwischen den anderen Tänzern hochhob und schwang. Ihre Locken flatterten wie schwarze Wimpel durch die Luft, und ihr fernes Lachen unterbrach das düstere Gespräch wie ein Sonnenstrahl.

»Ihr seht«, nahm Ageltrudis den Faden wieder auf. »Ich bin wie eine Göttin. Mir entgeht nichts. Schon gar nicht das eigentliche Phänomen bei dieser Schurkerei mit den Gehängten. Ihr!«

»Ich?«, rief Theodora.

»Nur nicht so bescheiden. Die Idee, irgendwelche Leute zu strangulieren, kam doch gewiss von Euch, Theodora. Da mir diese Scharade genützt hat, verzeihe ich sie, ja, ich bewundere sie sogar. Ihr seid herrlich ruchlos, und das ist viel zu selten, um es ungenutzt zu lassen.«

Ein Tanzmeister, der zur Freude der Gäste eine *Passacaglia* ankündigte, unterbrach das Gespräch. Einige Dutzend Frauen und Männer stellten sich in Viererreihen hintereinander auf, fassten sich an den Händen und begannen zum Takt der Tamburine Schritte nach vorne, zur Seite oder zurück zu tanzen.

»Euer Gemahl«, setzte die Herzogin wieder ein, »wird zwar Senator, weil er ein Mann ist und nur Männer diesen Titel tragen, aber Euch, Theodora, werde ich etwas viel Wichtigeres verschaffen: eine Empfehlung an den byzantinischen Kaiser.«

»An den ... Kaiser?«, hauchte Theodora ehrfurchtsvoll und stellte ihren Kelch ab.

»Beruhigt Euch. Er ist auch nur ein Mensch. Aber mit seiner Macht werden sich die Rücken der meisten Kardinäle und Landesfürsten vor Euch beugen, meine Liebe. Ihr werdet so viel Autorität über Päpste und Herzöge haben, dass Euch schwindlig davon wird. Na, gefällt Euch, was ich da verspreche? Aber macht Euch nichts vor, es wird Widerstand geben. Die Deutschen werden nicht immer so schwach sein wie derzeit und die Puppen nicht immer tanzen, wenn Ihr es befiehlt. Ihr werdet geschickt sein müssen.«

»Und Ihr, Durchlaucht?«

Ageltrudis holte das weiße, blutbefleckte Tuch heraus und zeigte es Theodora. »Beantwortet das Eure Frage?«

Theodora nickte stumm.

»Leider«, erklärte Ageltrudis, »ist es keineswegs die erregende *Chorea* dort vorne, die mich immerzu keuchen lässt. Mein Sohn wird schon bald jemanden brauchen, auf den er sich unbedingt verlassen kann und der für ihn statt meiner die Geschicke in Rom lenkt. Er selbst ist politisch unbegabt. Aber ich muss« – ihre Hand krallte sich in den Oberarm Theodoras, und ihre Augen blickten mit einem Mal zornig – »ich muss wissen, dass er und das Imperium sich auf Rom verlassen können. Alle Deutschen waren schon immer die Erzfeinde meiner Familie, sie dürfen niemals die Oberhand über die Halbinsel gewinnen. Mein ganzes Leben habe ich dieser Aufgabe gewidmet. Und Ihr seid meine Nachfolgerin in diesem Kampf.«

Theodoras Mundwinkel zuckten. Leicht zitternd spielte sie an ihrer Perlenkette und sah in die geröteten Augen ihrer neuen Gönnerin. Ageltrudis hatte Recht. Ihr wurde jetzt schon schwindelig, wenn sie an die Möglichkeiten dachte, aber auch an die Risiken. Tausende Fäden musste sie in der Hand halten, und immer die richtigen ziehen. Wo anfangen? Wem vertrauen?

»Ich werde Geld brauchen«, sagte Theodora.

Ageltrudis nickte. »Das besprechen wir noch in Ruhe. Nur eines vorweg: Vertraut nicht allein den Münzen, es gibt wichtigere Verbündete. Zum Beispiel den erzbischöflichen Vater dieses Kindes« – sie tippte auf Theodoras runden Bauch – »und den Verehrer Eurer jungen Tochter. Beide könnt Ihr leicht von Euch abhängig machen.« Sie lachte. »In Wahrheit regieren wir Frauen diese Stadt, Theodora. Ich heute, morgen Ihr und übermorgen – nun, wer weiß, vielleicht Eure entzückende Marocia.«

4

Die ersten Sonnenstrahlen des Juni tauchten das *triclinium* der Villa Sirene, den großen Wohnraum, in ein orangefarbenes Licht und ließen Theophyl erwachen. Er lag quer und ungemütlich auf einer gepolsterten Ruhebank, und noch bevor er einen ersten Gedanken fassen konnte, spürte er auch schon den gleichen Kopfschmerz in sich hämmern, der seit einigen Wochen sein fester Begleiter geworden war. Schließlich bemerkte er auch die beiden anderen ungeliebten Erscheinungen seiner frühen Morgenstunden, die feuchte Haut und die trockene Kehle. Und das, obwohl er sich gestern Abend dazu gezwungen hatte, nicht einen einzigen Tropfen Wein zu trinken.

Als er sich aufrichtete, hallte sein Ächzen von den Wänden wider. Er rief laut nach Wasser und schlurfte ziellos durch die Räume. Im Atrium sah er sich in einem Spiegel, und für einen kurzen Moment erschrak er. Gehörte dieses Gesicht dem gleichen Mann, der er noch vor wenigen Wochen gewesen war, vor dem unseligen Aufstand und all seinen Folgen? War dieser ein wenig verwahrloster Bart der eines Edlen – oder eines Verbrechers? Dann aber sah er sich bereits wieder die Schultern zucken. Gleichmütig wandte er sich von seinem Spiegelbild ab.

Erneut rief er nach Wasser. Wo war diese Dienerschaft bloß? Nahmen sie etwa mittlerweile schon Reißaus vor ihm, mieden sie seine Launen, seine ungepflegte Erscheinung? Oder machten sie einfach nur das nach, was alle anderen Römer taten, seit der Ge-

ruch verwesender Leichen von der Via Appia aus über ganz Rom gezogen war: ihn ignorieren? Kein Dutzend Leute aus dem einfachen Volk war zu seiner öffentlichen Vereidigung als Senator erschienen. Dass er sich der maroden Märkte der Stadt annahm, dass er die Wasserleitungen renovieren und die Getreideversorgung reformieren ließ, schien niemanden zu beeindrucken. Noch nicht einmal die Armen wollten etwas von ihm annehmen und blieben von den öffentlichen Gastmählern fern, die er eigens für sie veranstaltete. »Schlächter«, nannten sie ihn. Die Schreckenstat der Hinrichtungen prangte ihm wie ein Kainsmal auf der Stirn.

Verdammt, das alles hatte die Diener nicht zu kümmern. Er rief erneut nach Wasser und versuchte, mit der flachen Hand gegen die Wand zu klatschen, doch im letzten Moment milderte er seinen Schlag ab und legte stattdessen seine erhitzte Wange an den kühlen Stein. Eine Weile blieb er so, sprachlos, bewegungslos, bis einige Geräusche aus dem oberen Stockwerk ihn aufhorchen ließen. Zunächst vernahm er aufgeregtes Gemurmel, und dann drang das Schreien eines Säuglings durch die ganze Villa.

Wie hatte er das vergessen können?, fragte er sich. Gestern Abend, Theodoras Geburtswehen. Er war selbst losgeritten, um eine Hebamme herbeizurufen. Stundenlanges Warten und Wachen vor dem Gemach seiner Frau ... dann die Müdigkeit. Es war also alles gut gegangen.

Ein Lächeln zog über sein Gesicht, als er den Säugling nun schreien hörte. Ja, er wusste, dass das Kind nicht seines war. Theodora hatte es ihm kurz nach Beendigung des Aufstands gestanden, aber es war ihm schon vorher klar gewesen. Die enge Beziehung seiner Frau zum Erzbischof von Ravenna war ihm nicht verborgen geblieben. Und dennoch: noch einmal ein kleines Kind in diesem Haus zu haben, in den Armen zu halten, aufwachsen zu sehen ... Er würde einen Neuanfang mit Theodora versuchen, die Rangeleien um Politik ein für allemal vergessen. Er hatte Theodora doch einmal geliebt, er könnte sie wieder lieben. Dieses Kind, dachte er, würde auch seines sein; es verdiente ein Zuhause. Und *er* brauchte ein Zuhause. Als er die Stufen ins obere Geschoss nahm, waren seine Schritte nicht mehr müde und schwer wie sonst, sondern fast jugendlich.

Doch oben am Treppenabsatz angekommen, stieß er auf Johannes. Der junge Erzbischof hielt den Säugling auf dem Arm und hatte einen Teil seines Gewandes dafür benutzt, ihn einzuhüllen. Theophyl konnte noch nicht einmal sehen, ob es ein Junge oder ein Mädchen war. Wortlos, ohne einen Gruß, ohne eine Miene zu verziehen, schritt Johannes an Theophyl vorbei, die Stufen hinunter und dann aus dem Haus.

Theophyls Gesicht zitterte. Er brauchte eine Weile, ehe er seinen Blick von dem Punkt, an dem Johannes verschwunden war, losreißen konnte. Gebeugt, wie gegen einen starken Wind laufend, zwang er sich bis zu Theodoras Gemach. Die Tür stand offen, doch er ging nicht hinein. Seine Frau lag auf ihrem Bett. Ihr Nachtgewand war gewechselt und die Laken ausgetauscht worden. Die Morgenluft strömte durch weit geöffnete Fenster herein und hatte bereits jeden Geruch nach Blut und Schweiß vertrieben. Nur die verschmierten Schürzen einiger Dienerinnen erinnerten daran, dass hier vor wenigen Momenten erst ein Kind geboren worden war.

Endlich begegneten Theodoras Augen den seinen, die noch immer mit einem Rest von Hoffnung und Erwartung leuchteten, aus denen die Zukunft noch nicht gewichen war. Doch sogleich wandte Theodora sich mit einem erschütternden Ausdruck von Verachtung von ihm ab.

»Ihr habt vorhin nach Wasser gerufen, Herr«, sprach eine Dienerin ihn von der Seite an. »Wir waren zu beschäftigt. Soll ich Euch jetzt einen Krug Wasser bringen?«

Theophyl beachtete sie nicht. Ohne den Blick von seiner Frau zu wenden, sagte er leise: »Wein. Viel, viel Wein.«

5

Egidia hob Marocia vom Wagen herunter und stellte sie keuchend auf dem Boden ab. Schwer war die Kleine geworden, dachte die Amme, oder besser, sie war älter geworden. Wenn sie das schlanke und schon hoch gewachsene Mädchen heute zu heben versuchte, konnte sie kaum glauben, dass sie sie einst in den Armen gehalten

und genährt hatte. Der Kalender behauptete, dass das etwas mehr als zehn Jahre her war, doch Egidias Gefühl hätte schwören können, es sei noch keine Jahreszeit seither vergangen.

Sie strich Marocias gelbes, mit roter Borte gesäumtes Kleid glatt, umarmte sie und sagte dann, an Kardinal Sergius gewandt. »Bitte, ehrwürdiger Kardinal. Sie ist fertig für den Spaziergang.«

Der Kardinal lächelte beinahe wie eine Mutter, als er Marocia an der Hand nahm und mit ihr vorausspazierte.

Egidia folgte den beiden in einiger Entfernung, wobei sie darauf achtete, dass kein Fremder ihrem Schützling zu nahe kam. Ein Stück weiter beobachtete sie zwei junge Männer, die merkwürdig herumschlichen, aber Egidias aufmerksame Skepsis ließ nach, als sie erkannte, dass die beiden nur damit beschäftigt waren, die Steine einer niedrigen Mauer abzutragen. Sie erinnerte sich daran, als kleines Kind selbst einmal mit ihrem Vater einige Steine vom Palatin geholt zu haben, um sie zur Ausbesserung ihres Hauses zu verwenden. Der Palatin, das war für sie und die meisten Römer nur ein besserer Steinbruch.

Für den Kardinal scheinbar nicht, denn er schilderte Marocia mit weit ausholenden Gesten und enthusiastischer Stimme die Geschichte des Ortes. Manchmal trug ein frischer Wind, der die Strahlen der Sonne abmilderte, einige Wortfetzen aus den Erklärungen des Kardinals zu Egidia herüber: »... Haus der Livia ... Palast des Tiberius ... Circus Maximus ... Christenverfolgung des Jahres 64 ...«, aber während die Kleine jede Erzählung aufzusaugen schien, blieben sie für Egidia nur voller hohler Namen, die nichts mehr bedeuteten. Ihre Sorgen galten allzu gegenwärtigen Problemen.

Sie stapften über eine von Faltern und Hummeln umschwärmte Wiese, und als Marocia wie eine Heuschrecke durch das hohe Gras sprang, an Blumen roch und Käfer auf ihrer Hand spazieren ließ, ging ein breites Lachen über Egidias Gesicht, und Tränen sammelten sich in ihren großen dunklen Augen. Doch als habe eine Wolke die Sonne verdunkelt, so trübte sich Egidias Blick jedes Mal, wenn der Kardinal neben Marocia erschien und sie an der Hand nahm.

»Guckst wie eine Xanthippe«, brummte Regnald hinter ihr. Der Kutscher war Egidia gefolgt, ohne dass sie es bemerkt hatte.

»Dachte immer«, parierte sie, »Kutscher laufen nicht gern.«

Regnald fuhr sich verschmitzt über die Glatze und wiegte den Kopf.

»Kommt drauf an, wer mitläuft«, grinste er.

»Ach, Regnald«, seufzte die Amme und griff seine Hand. »Ist ein seltsames Bild, das wir abgeben. Du eine Figur wie ein Stock, ich wie ein Fass. Und die beiden da vorne ...«

Eine Zeit lang brummte Regnald vor sich hin, unentschlossen, ob er Egidia trösten oder widersprechen sollte. Erst als Sergius und Marocia auf einem Baumstamm rasteten und er mit Egidia im Schatten einer Zypresse wartete, sprach er. »Was ist schon dabei? Der Kerl zeigt ihr Blumen und Geröll. Seit gut drei Jahren macht er das so. Und der Kleinen gefällt's.«

Egidia blickte zu Boden und zeichnete mit dem Schuh Figuren in den Sand, von denen nicht einmal sie selbst wusste, was sie darstellen sollten. »Wenn's nur für immer bei Spaziergängen bliebe«, murmelte sie. »Aber in ein paar Jahren ... Daraus entsteht eines Tages etwas ganz und gar Schlimmes für die Kleine.« Sie klopfte sich mit der Faust an die Brust. »Ich kann's fühlen, Regnald. Gerade jetzt.«

Regnald schüttelte entschieden den Kopf. »Du bist Amme, darum denkst du nicht klar. Überall siehst du Böses. Ich bin Kutscher, da lernt man die Leut' kennen, und ich sag dir, der Kardinal würde sein Leben für das Mädchen hergeben.«

Egidia stieß einen gedehnten Seufzer aus. »Ich wollt, es wäre so.«

»Es ist so. Darum gibt's auch überhaupt keinen Grund, weshalb wir nicht Mann und Frau werden sollten.«

Egidia schreckte auf. Schon einmal, vor zwei Jahren, hatte Regnald ihr diese Frage gestellt, und damals hatte sie abgelehnt, weil sie Marocia nicht verlassen wollte. Theodora, wie viele andere Edle auch, untersagte die Heirat zwischen Dienern ihres Haushalts. Eine Ehe wäre also einem Fortgang gleichgekommen – und damit einer ganz und gar unsicheren Zukunft. Und nun stellte sie der Mann, den sie so sehr mochte, erneut vor die Entscheidung zwischen sich und der Kleinen, die sie wie eine eigene Tochter liebte.

Regnald zupfte einen kleinen Zweig von der Zypresse und überreichte ihn Egidia.

»Viel mehr hab ich nicht«, gestand er. »Aber wenn du auf die

Nadeln drückst, riechen sie nach Zitronen. Hab ich rausgefunden. Ist doch auch was wert, oder?«, zwinkerte er.

Egidia tat, was er gesagt hatte. Tief atmete sie den frischen, herben Duft ein, sah zu Marocia hinüber und strich Regnald über Wange und Kinn. Eine Träne, die den Versuch machte, aus ihrem rechten Auge zu kullern, wischte sie rechtzeitig und so unauffällig, wie das mit ihren schweren Armen möglich war, ab. »Bald«, sagte sie ihm mit belegter Stimme. »Warte noch ein wenig. Bitte.«

Der abgedunkelte, schmucklose Raum, in dem Ageltrudis lag und in dem noch nicht einmal ein wärmendes Feuer prasselte, wirkte wie ein Vorgeschmack auf die Gruft, die man für sie bereithielt. Ihr gedehntes Stöhnen vermischte sich unangenehm mit dem Gesang der Mönche, der aus einer benachbarten Sakristei durch die Gänge des Lateran hallte, und der beißende Gestank brauner Salben und dunkelgrüner Tinkturen kündete von Verfall und Tod. Johannes war der Einzige an ihrer Seite. Er zeichnete mit Asche ein Kreuz auf die Stirn der Herzogin, dann nahm er sich die Zeit, diese Herrscherin über Länder und Seelen ausgiebig zu betrachten.

Die Schmerzen in Ageltrudis' Brust und der Verlust dessen, was sie als Einziges auf der Welt wirklich liebte, hatten sich fest in ihr Gesicht gegraben. Sogar Johannes spürte ihr Leid. König Lambert, ihr einziger Sohn, war vor einem Jahr bei einem Sturz vom Pferd ums Leben gekommen, und mit ihm waren alle Pläne für eine italienische Herrscherdynastie aus Spoleto ins Grab gesunken. Lange hatte sie sich geweigert, diesen Tod überhaupt anzuerkennen, und nicht aufgehört, ihren Erzfeind Arnulph mit allen politischen und militärischen Mitteln zu bekämpfen. Der Ostfranke hatte sich angeschickt, noch einmal und diesmal endgültig die Königskrone Italiens aus den Händen eines Papstes in Besitz zu nehmen. Doch dann traf die Nachricht von Arnulphs Ableben ein, und so konnte sich auch Ageltrudis endlich Frieden schenken. Heute war der 31. Dezember des Jahres 899. Mit dem Jahrhundert würde auch die Ära der allgewaltigen Ageltrudis zu Ende gehen, und Johannes erwartete dieses neue Jahrhundert, von dem er sich so viel versprach, voller Ungeduld.

Er beugte sich über den hageren, nur mit einer dünnen Wolldede-

cke abgedeckten Körper und hauchte: »Die Mönche singen schon das *Agnus Dei*. Zeit zu sterben, Ageltrudis.«

Ihr Röcheln verstärkte sich. Dreimal atmete sie hektisch ein und wieder aus, ehe sie reagierte. Ihre Hand klammerte sich um die seine, doch nicht um sie zu verletzen, sondern um sie zu streicheln.

Ja, dachte er und fuhr sich durch seine vollen braunen Haare. Darum hatte sie ihn eigens aus Ravenna holen lassen und nicht einen Kardinal oder gar den Papst um die Sakramente gebeten. Sie wollte überhaupt keinen Beistand, sondern noch ein letztes Mal die junge, kräftige Hand eines Liebhabers berühren.

Seit zehn Jahren kannte er Ageltrudis. Er erinnerte sich an den ersten Blick von ihr. Mitten auf einer Feier des spoletanischen Adels hatte sie ihn wie den ersten Mann auf Erden angestarrt. Siebzehn Jahre zählte er, und sie war alt genug, um seine Großmutter zu sein. Er sah zu Boden, unentwegt, doch sie umschlich ihn. Er wechselte den Platz, doch sie kam ihm nach. Er stellte sich zu Freunden, doch sie ließ sich davon nicht aufhalten. Sie ging auf ihn zu und schickte die anderen mit einem einzigen Wort weg. Sie war die Herrscherin Spoletos, und obwohl jeder außer ihm wusste, was gleich geschehen würde, konnte keiner etwas dagegen tun – und wollte es auch nicht. Sie drückte ihm einen Weinkelch in die Hand.

»Trink das.«

»Ich will nicht.«

»Dann tu so, oder sollen die anderen dich für einen Weichling halten? Sie sehen schon alle herüber.«

»Euret wegen.«

»Ich hasse Bescheidenheit. Deine Schönheit ist es, der sie sich nicht entziehen können. Die Frauen begehren dich, und die Männer beneiden dich. Bei manchen ist es auch umgekehrt.« Dann lachte sie derart heftig, dass sich der halbe Wein aus dem Kelch über ihre Hand ergoss. »Wisch es ab«, befahl sie ihm mit ernster Miene. Er zögerte. »Hast du mich nicht verstanden? Wisch es ab, sofort. Mit deinem Gewand.«

Er wollte es gerade tun, als sie ihn abhielt. »Nein, warte. Ich habe eine bessere Idee. Lecke es ab!«

»Ich soll ... Nein, das mache ich nicht.«

»Es gibt zwei Möglichkeiten. Du tust, was ich sage, und ich er-

nenne dich zum ... Was nehmen wir denn da? Hm, ich glaube, für dich kommt nur ein geistliches Amt in Frage. Bischof. Wie klingt das?«

»Nur der Papst und der König können geistliche Ämter vergeben.«

»Deine Naivität reizt mich noch mehr«, erwiderte sie. »Bischof also, es bleibt dabei. Tust du dagegen nicht, was ich wünsche, wirst du es schon bald bitter bereuen, mein schöner, herrlicher Adonis.«

Johannes ekelte es noch heute, wenn er an die Nächte mit ihr dachte, seine ersten so genannten Liebesnächte überhaupt. Mit ihren knöchrigen Fingern streichelte sie seinen jugendlichen, makellosen Körper, mit ihrem alten, schrumpeligen Mund küsste sie seine Brust ab, und ihr drohender, gieriger Blick saugte sich immer wieder an seinem Gesicht fest. Sie hielt ihr Versprechen und machte ihn zum Erzbischof von Ravenna. Bald darauf musste er sogar mit ihr schlafen, aber den versprochenen Kardinalshut verweigerte sie ihm am nächsten Morgen grinsend. Mehr noch, sie gab ihm zu verstehen, dass sie seiner überdrüssig sei, machte sich über seine jugendliche Ungeschicklichkeit lustig und schickte ihn fort wie einen dummen Buben.

Diese Mänade! Nun lag sie vor ihm wie ein gestrandetes Wrack, und er gönnte ihr jedes einzelne Röcheln, ja, er bedauerte sogar, nicht schuld an ihrem Zustand zu sein.

Wie Schmutz streifte Johannes die Hand der Herzogin ab. »Du hast nichts mehr zu sagen«, hauchte er. »In keiner Hinsicht. Bald bin *ich* es, der gibt und nimmt, erwählt und fallen lässt, wie es ihm passt. Keine Frau wird mehr so über mich bestimmen, wie du es getan hast.«

Ageltrudis regte sich schwächlich. Johannes hob ihren Körper leicht an den Schultern an.

»Hörst du, altes Weib, keine!«, rief er und schüttelte sie, um irgendeine Reaktion zu erhalten. Doch sie blickte ihn nur aus gleichgültigen Augen an, so als sei sie bereits in einer anderen Welt.

Er ließ sie zurückfallen, weil er Schritte hallen hörte. Dem ebenso ungeduldigen wie energischen Auftreten nach gehörten sie zu Theodora, und tatsächlich erschien sie wenige Augenblicke später in dem kahlen und kalten Sterberaum ihrer Gönnerin.

»Ist sie tot?«, waren ihre ersten Worte.

»So gut wie.« Er näherte sich seiner Geliebten und strich ihre langen schwarzen Haare sanft über die Schulter zurück. Offensichtlich war sie bei Eintreffen seiner Nachricht sofort losgefahren, ohne sich Zeit für Frisur oder Gesicht zu nehmen. Dadurch sah sie natürlicher aus als sonst, aber auch älter. Die vielen Besprechungen mit Ageltrudis, die Sorgen, ob nach König Lamberts Tod die Macht gehalten werden konnte, und der stärker werdende Druck der Verantwortung hatten Theodoras Augen seltsam steinern werden lassen. Ihre Mundwinkel zuckten fast ständig vor Nervosität, und sie hatte auch mehr und mehr Mühe, ihrem Körper Schwung und Energie abzutrotzen. So, wie sie wirkte und aussah, dachte Johannes, hätte sie seine Mutter sein können.

»Werde ich nun Kardinal?«, fragte er kokett.

Theodora lächelte vor sich hin. »Wir werden sehen, was wir aus dir machen«, sagte sie. »Wichtig ist, dass du und Sergius in den nächsten Tagen die Vorgänge im Lateran im Auge behaltet. Meine Söldner streifen bereits durch die Straßen und werden etwaige Unruhe zu verhindern wissen. Sergius ist jetzt gerade bei Papst Benedikt, dann gibt es von dieser Seite keine Schwierigkeiten.«

»Können wir uns auf den Kerl verlassen?«

»Sergius? Ich weiß, du magst ihn nicht. Aber finde dich damit ab, dass er zu uns gehört. Er würde nichts tun, was Marocias Familie gefährden könnte.«

»Was ist mit Theophyl? Als Senator könnte er uns Schwierigkeiten beim Machtübergang machen.«

»Betrunken wie immer«, antwortete sie knapp und atmete tief durch. »Hat Ageltrudis noch irgendetwas gesagt, das wichtig sein könnte? Dokumente, Berichte, irgendetwas in dieser Art?«

Ein plötzliches Stammeln von Ageltrudis enthob Johannes einer Antwort. Theodora beugte sich über Ageltrudis' Körper.

»Theo... Theodora?«, hechelte die Sieche. »Ah, gut. Ein Fest für dich, nicht wahr ...? Tanzt du jetzt ... auf den Tischen ... mit Johannes? Freue ... dich nicht zu früh. Mancher Schein ... trägt, nicht wahr, Johannes?« Sie schluckte, bat um Wasser, aber Johannes und Theodora rührten sich keinen Fußbreit von ihr weg.

»Weißt du, wovon sie redet?«, fragte Theodora.

Johannes fuhr sich durch die Haare und zuckte mit den Schultern. »Sie fiebert.«

Kurz darauf stöhnte Ageltrudis heftig. »Auf Benedikt aufpassen ... der nächste König ... Gefahr ... die Deutschen ... Byzanz ... die Krone ... die Krone!« Ein entsetzliches Röcheln setzte ein, und ein letztes Mal krümmte sich ihr hagerer Körper. Dann wurde es still, und nur noch die Choräle der Mönche klangen aus der Kapelle herüber.

Zwei liturgische Verse lang verharrten Johannes und seine Geliebte angesichts des Leichnams, dann fiel Theodora ihm in die Arme. »Endlich«, stieß sie hervor. »Endlich die Macht!«

Und er dachte dasselbe.

6

Anno Domini 901

»Und?«, fragte Marocia ihren Bruder. »Was hast du gehört?«

»Nicht viel«, antwortete Leon und gähnte.

»Nicht viel? Um Himmels willen, Leon! Sogar von hier hört man, dass sie mit Johannes streitet, nur eben nicht, worüber.« Sie standen in einem Winkel jenes Treppenaufgangs der Villa Sirene, der zum Schlafgemach Theodoras führte. Marocia hielt eine kleine Kerze in der Hand, deren Lichtschein gerade ausreichte, um Leons verschlafenes Gesicht zu sehen.

»Mama hat etwas über Vater erzählt, und dass sie ihn umbringen will.«

Marocia erschrak. »Unseren Vater ermorden?«

»Nein«, korrigierte Leon. »Ihren Vater.«

Marocia verdrehte die Augen. »Du dummer Kerl! Mamas Vater ist doch schon gestorben, bevor wir geboren wurden.«

»Ist er ein Heiliger?«

»Natürlich nicht!«

»Dann hat sie wirklich nicht ihn gemeint. Sie hat gesagt, sie wolle ihren heiligen Vater umbringen.«

Wäre sie nur selbst zur Türe gegangen und hätte gelauscht, dachte Marocia. Aber es war gefährlich, es ohne jemanden zu tun, der gegebenenfalls vor herankommenden Dienern warnte. Leider eignete sich Leon für eine solche Aufgabe noch weniger als für das Lauschen.

»Du verstehst nichts von dem, was du da gehört hast, habe ich Recht?« Leon war ein gleichgültiger elfjähriger Knabe. Was immer man ihm beizubringen versuchte, er gab sich keine Mühe, es zu begreifen. Zornesröte stieg Marocia ins Gesicht, wenn sie daran dachte, dass ihre Eltern schon vor einiger Zeit im Atrium unter dem Bildnis der Heiligen Mutter Gottes eine Statue ihres Bruders aufgestellt hatten. Nur, weil Leon ein Junge war und daher als Familienerbe galt, verdiente er also den Schutz der Gottesmutter. Wo aber blieb die Statue für sie, für Marocia? Sie verstand schon die meisten politischen Zusammenhänge der Zeit, während er nicht einmal die logische Verbindung der Worte heilig und Vater herstellen konnte.

»Es ist auch nicht recht zu lauschen«, wich er ihrer Frage aus. »Pater Bernard sagt ...«

»Du hast es dem Pater erzählt?«, rief sie derart aufgeregt, dass sie einen kurzen Moment glaubte, jemand habe sie gehört. Doch es blieb still. »Hast du, oder hast du nicht?«

»Nein«, erklärte Leon. »Aber er würde es bestimmt unchristlich nennen.«

Marocia verdrehte die Augen. »Unchristlich! Er ist unser Lehrer, und als solcher kann ihm nur daran liegen, dass wir möglichst viel erfahren. Aber es zwingt dich ja keiner, auf meine Weise schlau zu werden. Du kannst ebenso gut in deine Kammer gehen und warten, dass der Herrgott dir Klugheit schenkt. Los, geh schon.«

»Im Dunkeln?«

Abermals verdrehte sie die Augen, drückte ihm schließlich die Kerze in die Hand und sah zu, wie er davontapste. So traurig es war, dieser dumpfe Junge war seit einiger Zeit der einzige Gefährte, den sie hatte, und sie würde ein Auge dafür hergegeben haben, wenn er etwas unterhaltsamer gewesen wäre.

Nach Ageltrudis' Tod vor nicht ganz zwei Jahren und mit der ansteigenden Macht Theodoras war Marocias Leben wieder trist ge-

worden. Die Pforten in die Welt schlossen sich erneut für sie und hatten die Villa Sirene in ein luxuriöses Gefängnis verwandelt, in das nicht einmal mehr der einstmals so freundliche Kardinal Sergius gelangte. Wenn Marocia ihre Mutter nach dem Warum fragte, erhielt sie keine Antwort. Pater Bernard zeigte sich zunächst ebenfalls verschlossen, wurde aber auf Marocias Drängen hin etwas redseliger, denn er orakelte, dass man Menschen und Gegenstände mit der Zeit noch interessanter machen könne, indem man sie der Welt vorenthalte.

»Aber inwiefern könnte *ich* wohl begehrenswert für jemanden gemacht werden?«, fragte sie den Pater daraufhin überrascht, woraufhin er murmelte, dass das nicht sein Fachgebiet sei, und die Lehrstunde rasch beendete.

Da niemand mit Marocia offen über die Geschehnisse um sie herum sprach, versuchte sie, sich die Informationen eben auf anderen, bereits bewährten Wegen zu besorgen: Sie lauschte. Manchmal beobachtete sie heimlich ihre Amme Egidia, wenn diese mit dem Kutscher im Stroh lag, und sie amüsierte sich, dass die beiden bei jedem Geräusch ihre Zärtlichkeiten unterbrachen und aufmerksam wie die Spatzen umherschauten.

Spannender hingegen, ja geradezu aufregend, waren für Marocia jedoch Nächte wie diese, in denen ihre Mutter sich mit Johannes traf und Gespräche über Herrschaft, Diplomatie und Politik sich mit Zärtlichkeiten verbanden. Im Bett ihrer Mutter wurden Pläne geschmiedet, zum Beispiel der, wie man Papst Benedikt dazu anhalten konnte, nur Freunde von Theodora in einflussreiche Ämter zu bringen. Und nie würde Marocia jenes Geschenk vergessen, mit dem Theodora am Morgen des letzten Osterfestes ihren Geliebten überraschte: seine Ernennung zum Kardinal. So einfach also funktionierte die Macht, wenn man sie erst einmal sein Eigen nennen konnte.

Auf Zehenspitzen schlich sie durch die nächtliche Villa. Sie hatte kaum Mühe, sich in der Dunkelheit zurechtzufinden. Viele Male schon war sie jeden Gang abgeschritten, hatte jede Tür ertastet, jede Stufe abgezählt. Anhand kleiner Lücken und Wölbungen der Marmorböden konnte sie exakt bestimmen, wo sie sich befand. Als sie an der Türe angekommen war, raffte sie ihr weißes Nachthemd

